

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 64

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Walter Vollmer Lesebuch

Zusammengestellt von
Walter Gödden
in Verbindung mit Anne Blanken



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 64

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden

Band 64

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-
tem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2017 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1224-9
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Aus »Das Rufen im Schacht« (1926)	7
Aus »Flug in die Sterne« (1929)	17
Aus »Die Ziege Sonja« (1933)	22
Redaktion der Zeitschrift »Heimat und Reich«: Wer ist Walter Vollmer? (1934)	28
An Westfalens junge Dichter (1934)	29
Aus »Land an der Ruhr. Ein Heimatbuch« (1935)	32
Anton Gerdes: Rezension zu Walter Vollmer: Land an der Ruhr. Ein Heimatbuch (1935)	35
Aus »Die Schenke zur ewigen Liebe« (1935)	38
Willi Banike: Glückwunsch an Walter Vollmer (1935)	43
Margarete Schiestl-Bentlage. Eine westfälische Dichterin (1935)	44
Was bedeutet mir Westfalen? (1935)	45
Dichterkameradschaft (1936)	49
Die gute Stube (1937)	51
Der Künstler und Kämpfer Hermann Löns (1937)	56
Aus »Vor Tagesanbruch. Eine Erzählung« (1937)	58
Josef Bergenthal: Vom volkhaften Standort westfälischer Dichter (1938)	63
Aus »Der Gang zum Nobiskrug« (1938)	65

Aus »Die Pöttersleute« (1940)	73
Wilhelm Vernekohl: »Kriegsbekenntnis westfälischer Dichter« (1941)	80
Aus »Die verlorene Seele« (1947)	84
Meine Welt. Ein Selbstporträt (1948)	87
Aus »Weltreise zur Fröhlichen Morgensonne« (1950)	92
Aus »Johannisfest auf Siebenplaneten« (1950).	99
Aus »Des Herzogs Kornett« (1953)	102
Begründung für die Auszeichnung Walter Vollmers mit dem Annette-von-Droste- Hülshoff-Literaturpreis (1955)	113
Der Sängerkrieg auf dem schmalen Berge (1969)	114
Nachwort	119
Textnachweise	150

Aus »Das Rufen im Schacht«

Glaube

Wir sind die Träger unseres Volkes,
Wir sind die Quellen seiner Kraft,
Wir sind das Feuer, das in Nächten
Um seinetwillen Leben schafft.

Wir sind die Hoffnung unseres Volkes,
Sein Glaube und die Zuversicht,
Wir sind der Amboß allerwege,
Und ohne den ist Deutschland nicht!

Arbeit

Mitten hinein in das Loben der Schüttelrutschen und
Singen der Abbauhämmer im nahen Pfeiler birst das
Losheulen eines Schusses.

Krach – zack – – bumms!!

Einen Augenblick lang scheint alles andere wesenlos
geworden zu sein, untergegangen in der befehlenden
Wucht dieses Krachens. Noch heult es lang im ganzen
Berg wieder, da brüllt zum zweitenmal alles überschrei-
end von unten auf der nächste Schuß!

Krach – krach – – bumms!!

Der dritte, der vierte, fünfte – so kommen sie wie bel-
lende Tiere, einander folgend und hurtig überspringend.
Wir, wir! Es dröhnt und pfeift und fegt, bis ganz zuletzt,
in kurzem Zeitabstand den andern folgend, der letzte
Schuß losbricht. Der Trumpf! Die knallenden Stein-
schüsse vor den Querschlägen muten stets an, als jauchz-
ten sie eine befehlende Gewalt in eine dumpfe Enge. Sie
befreien.

Wieder setzen die Abbauhämmer ein, rüttelt die Schüttelrutsche ihr ewiges Lied. Die lange Seilbahn jankt und jucht im Querschlag, Wagen rollen, Wagen rollen – Kettenräder gehen knirschend unablässig.

Tausend Klänge des Schaffens werden hier zum hohen Lied der Arbeit, das da singt und klingt, faucht und fegt und stöhnt und tackt.

Tausend schwarzberuhte Arme, Hände, nackte Leiber wühlen, schuften, ziehen und zerren. Los, los!

Das ist es eben, unbewußt den Schaffenden – Arbeit ist wie starker Wein, wie tiefer Rausch, der alle Glieder zittern läßt um eines hohen Werkes willen. Arbeit schafft Freude, innerliches Befriedigtsein, nur Arbeit, welcher Art sie auch sei.

Staub wirbelt in Wolken auf, hart prallen die Förderwagen aufeinander in der Kurve – die Lampe winkt, die Lampe – – Sie stürzt, hellauf klingen die Ketten und Seile – Achtung – Achtung!

Dazwischen tobt vom nahen Aufbruch her der Hammer; und wie das Wüten geht! Das Licht allein schafft hier Verständigung. Worte und Gebärden gehen unter. Wie reißt der tolle Rhythmus dieser Arbeit jeden hoch – weißt du davon?

Ihm gleich ist nur die Schlacht im weiten Feld und Schwertgeklirr der Kämpfer. So möchte ich vergleichen.

So ist das Leben: Hart auf hart, klingend wie Stahl auf Stahl in greller, dämonischer Schönheit. Sei du darin um deines Lebens Wertes willen! Mann sein um Volk und Heimat – mögen die Schächte brennen, Hämmer klingen bei Tag und Nacht und Feuer glühen im Blutschein des steten Werdens! Nur stark sein!

Mich reißt ein greller Schrei aus Sinnen und Sehen, jemand stürzt an mir vorbei, ein Stempel kracht. Irgendwo gurrt eine Säge, und ganz in der Ferne singt jemand. Wie immer, wie immer – nur nicht um alles wissen! Dann aber ruft der alte Meister, ganz sich an den

Stoß drückend, mit brüchiger Stimme: »Es brennt!« Und neue Schüsse krachen los: Wir Volk – Wir deutsches Volk!!

Mein lieber Kamerad

Er werkt in heißem, stickigem Flöz zur Stunde
– Gefahr ist um ihn –
gestern, heute und morgen.
Ich gehe in Sonne frühlingsfroher Straßen.
Domesglocken klingen. Frauen schreiten, Königinnen
gleich, in den Augen Schimmer des Glückes – lächeln,
lächeln mich an.

»Not –!« schreit Signal mit jedem Atemzuge in der Finsternis; Sonne, Licht und Frühling ist Gedanke nur. Hell- auf lodern glühende Essen –
– Die Zangen – die Zangen – –
»Kamerad, schlag zu – !«

Ist das nicht Schuld?!
Wie werde ich sagen müssen vom Leben – ich und die andern –
die wir in Sonne gehen?
Schweigen will ich!
Sühnen durch Tat!
Pflicht tun – als Stück des Ganzen, als Sohn des Landes,
das mich gebar –
Das allein!

Kampfgedicht

Ich wehre mich!
Zerreißt mich in Stücke,
drückt mich nur tot,
Kot sticke mich,
und ungeheurer stinkender Sumpf der Zeit
verschlinge mich –
ich wehre mich!
Lieber kämpfend zugrunde gehen,
lieber verschmachten,
elend verderben, vergehen
als weichen!
Ich wehre mich!
Böses Jahrhundert meiner Geburt,
Kindszins zahle ich nicht,
der ich um Licht, um Seele, um Liebe kämpfe.
Böses Jahrhundert, ich wehre mich
gegen den Unflat,
gegen die gräßliche Pest,
welche du heuchlerisch hinter der täuschenden Larve birgst!

Das Flämmchen

Auf der allertiefsten Sohle
geht in stiller Mitternacht
stets ein blaues Flämmchen um,
leise und behutsam tnzeln,
hier und dort und allerwege.
berall auf allen Strecken,
hohen Pfeilern, tiefen Schächten
geht just um die Geisterstunde
dieses kleine blaue Flämmchen.
Leise schwingt ein totes Singen
immer um den schwachen Lichtkranz,

gräßlich Unheil jedem kündend.
Niemand weiß je um sein Kommen,
niemand hat es je gesehen,
aber auf der tiefsten Sohle
lauert an der rechten Stelle
schon sein Tod um Mitternacht.

Gedanken in der Nacht

Industriestadt!
Nacht!
Regen!
– Immer wieder klatschender Regen! Rote Zuglaternen
glühen, im Bogenlampenlicht wölkt weißer Dampf und
wirft zerfließenden Fetzenschatten. Es heult in langen,
hohen Hallen, es knallt, pfeift und ruft in verschleiern-
dem Dunkel überall – –
Ein Lied will mich nicht lassen, ein banaler Schlager,
zersungen und zerschlissen weint er wie Leierkastenme-
lodie in mir:

Nachts; eh sich die Schatten senken,
Dein gedenken
muß ich immerzu – –

Alles ist nun Klang in mir. Er ist ein Halt in mir, er
verbindet mich und dich in gleichem Rhythmus und ist
wahrster Ausdruck tiefer Nacht. Hoffnung ist wie schwach-
es Lämpchenlicht, totsüßes Zergehen, sentimental fast,
in allem, was ist. Immerzu pfeift klatschender Westwind-
regen – Das weiß ich aber doch:
Irgendwo schläft nun eine Stadt in Blüten; der Duft der
nacht hellen Bäume füllt alle weiten, trauten Straßen.
Glockenklang zittert unter Sternen und versöhnt. Das
weiß ich: Der Bruder, der in mir ist, wie ich in ihm, die

wir zusammen erst Mensch sein können, weiß auch darum.

Es ist ja diese einzigartige Stunde nur; das kann nicht stetes Schicksal sein, wir sind nicht immer unseres Lebens Schmiede. Arbeiten laßt uns alle, Glauben haben und einen einzigen Willen! So muß es gehen!

Mahnung

Uns verbindet nichts miteinander,
nicht einmal wie die Tiere des Waldes sind wir, die doch
Gattung, Stamm und Herkunft haben,
wohl leben sie auch nur in steter Triebhaftigkeit um der
Nahrung willen, dazu sind es eben auch Tiere,
doch wir –
wir – ?!

Lieben wir offen und ehrlich den Flammenschein der
tausend Öfen, Widerhall allen Arbeitslärmes in Fabriken,
und schaffen wir in opfermutiger Freude, im Bewußt-
sein, ein hohes Werk gestalten zu dürfen?

Niemals! Ein Lügner, der von schwieliger Faust redet –
er hat vielleicht niemals eine gehabt – ein Lügner ist
jeder, der da redet von Arbeitsamkeit und Genügsam-
keit, von Auskommen und Zufriedenheit!

Man hat uns zusammengeworfen wie eine Horde, für die
es einfach heißt: Arbeiten!

Ich kenne den Kameraden nicht, morgen ist er vielleicht
wieder fort, oder ich gehe, wenn mir einer mehr für
meiner Hände Arbeit bietet.

Würgt man nicht Haß, Selbstsucht und Bosheit in uns
hinein! Während wir in sommerlicher Abendstunde wie
immer einem stumpfsinnigen »Muß« gehorchend anfah-
ren – um nur nicht verhungern zu müssen, und nicht
wie der Mann der Scholle, welcher weiß, weshalb er
arbeitet – während wir arbeiten, sitzen da nicht Tausen-

de von Mitmenschen – lächerlich dieses Wort – schöne Frauen mit blinkenden Geschmeiden, satte Männer, Spießler in Kaffeehäusern und dünken nun wonders wie Herren, vollwertige Menschen zu sein!

Kann da nicht abgrundtiefer Haß in uns aufkommen, muß uns bei dem Gedanken nicht bittere Verstocktheit packen? Wäre es nun umgekehrt, und hätten wir alle Güter des Lebens – – gewiß, auch wir würden nicht des anderen gedenken, und das heißt einfach:

Nieder mit dem stolzen Namen »Mensch«, wir müssen es alle noch werden, Pack sind wir einfach, feiges, elendes Herdenpack!

Es muß gesagt sein:

Wie soll es denn nun werden, wenn wir weiter bauen, immer neue Industriestätten schaffen, immer neues Volk heranzuziehen, damit es ohne Wurzel, Eigenart und Eigenblut wird, glaubt denn jemand, einmal käme nicht der Tag, der alle Fesseln sprengte? Sollen wir ohne einen eigenen, starken Lebensrhythmus, der uns eben zu Industrievolk macht, auskommen? Bisher haben wir ihn noch nicht, und eine öde, schematische Formel darf es nicht sein – – –

Schande unserm deutschen Volke, wenn es nicht hilft, Schande unserer ganzen, untätig zuschauenden Nation, der Allgemeinheit, allen, allen!

Seht zu, wie es geschieht, aber neben täglichem Brot gebührt uns Geistigkeit, Heimat und Volksrecht!

Schafft es das Volk nicht – – –

Nun gut, bis jetzt haben wir Proleten auch nicht das Schwarze unter dem Nagel zu verlieren – und sind noch wie ein ausgehungertes, wildes Tier. Denkt alle daran!!

Meinem Freunde

Bergmann sein heißt aber auch: Standesbewußtsein besitzen, Stolz um der schweren Arbeit willen in sich tragen und sich des schäbigen Rockes nicht schämen!

Jeder – immer wieder soll es gesagt sein – jeder ehrlich Schaffende, was er auch zustande bringt, hat tiefste Menschenpflicht erfüllt. Lernen wir das doch, wir entrechtetes, fleißiges deutsches Volk!

Das ist alles sehr schwierig, und Not, Bedrängnis und das stete, trostlose Gefühl der Heimatlosigkeit in Städten, Werken und auch daheim – macht blind.

Das darf aber nicht so bleiben, denn sonst sagen wir als Volk – wenn wir nicht offenen Herzens immer zu helfen uns bemühen – mit Unrecht:

Wir haben ein deutsches Vaterland!

Schichtwechsel

Jäh hatte uns das Seil zu Tag emporgerissen. Wir schritten müde, erschöpft von langem Tiersein drunten, verdeckt dem frühen Morgen zu.

Das war ein Streifen nur – blaßrot in rätselhaftem Leuchten den Horizont bezeichnend. Der Rhythmus unserer Schritte klang metallisch – an Kokerei und Kesselhaus kurz wiederhallend. Irrlichternd gingen Lampen auf der langen Brücke.

Menschen gingen, schattenhaft, seltsam im Zwielflicht großer Bogenlampen und des jungen Tages.

In meiner Seele brannte heiß ein Weh um solcher Schönheit willen.

Mit meinem ganzen Sein wollt ich die Tiefe dieses Augenblickes fassen, und blieb doch eins nur in mir: – Heimat!

Stumm reckten sich in fahlem Schein die Schlote hoch.
Wie mächtige starke Deuter eines starken Volkes. Ein
Stern stand über ihnen.
Und all mein tief Empfangen wurde still zu gläubigem
Verstehen, unbewußtem Beten.
So schritt ich mit im Gleichschritt dem frühen Morgen
zu. Des Himmels Purpurmantel glühte rosig auf, und
langsam – Stoß um Stoß, schwerrollend, dröhnend,
weithin hallend hob das Arbeitslied der Zechen an.
Ein einziges Tedeum: Heimat – – Heimat!

Vom Bergmann

Wir haben das Lachen trotz aller Not nicht verlernt.
Wüßten wir alle, welcher Humor noch in uns sitzt.
Eine Heiterkeit ist es eben, die dem allernatürlichsten
Gefühl schlichter Freude an allen Dingen entspringt.
Rauh ist nun schließlich Bergmanns Art, und wer getre-
ten wird, hat es eben sich selbst zuzuschreiben.
Ein tiefer Glaube, leider oft gewaltsam unterdrückt und
in den meisten Fällen – scheu zurückgehalten vor der
Welt, hat noch Platz in uns.
Gestehen wir es nur!
Kennzeichen des wahrsten Knappen ist – Schlichtheit,
Schlichtheit aber auch in allen Dingen.
Wenn einer das Bergmannsvolk: dumm und gewöhnlich,
ungebildet und auf rein äußerliche Dinge eingestellt –
nennt, so hat er noch nicht den Bergmann verstanden
und gelernt, wovon die scheinbare Charakterlosigkeit,
die sich aus geheimen Kräften herleitet, ein erschütterndes
Zeichen ist.
Wenn ich so über den Bergmann spreche, denke ich nur
an den echten Mann der Tiefe und nicht an das Volk,
das Bergleute zu stellen glaubt, die es ihrer innersten
Natur noch gar nicht sind. Das sind Proleten!
Und Proleten hat jeder Stand und jeder Beruf!



Pressefoto aus jungen Jahren

Aus »Flug in die Sterne«

Nichts regte sich. Die Luft war von balsamischen Düften geschwängert, sehr milde, — und irgendwie leuchtete Licht in strahlender Helligkeit. Die längst wunderentwöhnten Männer staunten wie Kinder. Das hatten sie nicht erwartet! Die Pistolen in der Hand, standen sie aufrecht, dicht nebeneinander da. Stumme Bildsäulen, gespannt bis zum Äußersten, auf alles vorbereitet, was sie ihre Phantasie sich vorstellen ließ. Der Haifisch, dem in der Luft flimmernde Wärme entstieg, lag lang und schwarz neben ihnen, ein Raubtier in Sprungbereitschaft, mit heißen Lungen und aufgesperrtem Rachen, aus dem durch leise stoßende Ventile kräuselnder Qualm stieg. Endlich schoben sie die verkrusteten Brillen hoch, die Helligkeit dieses Landes sprang sie an, sodaß sie mehrmals die Augen schließen mußten. Und es war doch ein Wunder! Sie waren auf einer sanften Anhöhe niedergegangen und konnten über ein kleines Tal hinweg den Horizont in sehr kurzer Entfernung sehen. Die Insel war im Durchmesser kaum vierzehn Kilometer groß, und soweit der stahlblaue Himmel nicht durch Gebäude verdeckt war, sahen sie ihn in nächster Nähe den Kreis ihrer Sichtweite beschließen.

Ein Wunder! Wären Schaluppe und Bauer hier plötzlich erschienen, die Flieger hätten sich nicht gewundert. Sie standen noch immer da und wagten nicht zu sprechen. Ihr Verhaltensbewußtsein ließ sie im Stich. Es blieb ihnen nichts, als den ursprünglichsten, tierhaften Trieben ihrer menschlichen Natur Folge zu leisten und lauernd abzuwarten, was geschehen würde.

Die nach strengen Formgesetzen errichteten Gebäude bestanden aus glasartigen Baustoffen; sie erschienen fast durchsichtig. Licht brach sich in tausend Strahlen an diesen blauen, weißen und roten Wänden und vervielfältigte den Glanz der leuchtenden Farben zu einer einzi-

gen Pracht. Kein Park der Erde wäre mit dieser Herrlichkeit zu vergleichen gewesen.

Gulbran nahm einen Magneten aus dem Haifisch an sich. Dadurch wurde die Maschinerie für Flugzwecke unbrauchbar und gleichzeitig mit elektrischer Energie geladen, die eine Berührung tödlich wirken ließ. Eine Sicherheit auf jeden Fall, wenn sie auch noch nicht wußten, ob sie angebracht war.

Wylik stand immer noch da, in ungläubiges Staunen versunken. Der Mars, eine runde große Scheibe, mehr noch eine große Kugel, schwebte unbeweglich im Blau des schönen Himmels. Man hätte das Bild dieser kosmischen Landschaft in seiner Stille, Wärme und Farbenpracht als süßlich empfinden können, wenn nicht unbekannte Lebensgewächse überall den Erscheinungen diesen sonderbaren Reiz verliehen hätte. Hier lebten also Wesen, lebten Organismen mit Herz und Blut und Sinnen, nur: waren es Menschen? Menschen in irdischem Sinne? Das war ziemlich unmöglich, denn niemand wußte, wie ihr sicher Jahrmillionen alter Entwicklungsweg sie gebildet hatte, warum diese Wesen, die sicher von einer ganz anderen Natur ihre Lebenskräfte bezogen und immer bezogen hatten, genau so gebildet an Leib und Seele sein sollten wie die Bewohner der Erde. Und was ergab sich daraus? Kampf und Tod, Flucht oder eine denkwürdige Gastlichkeit? Die Flieger, denen die übermenschliche Abenteuerlichkeit der letzten Monate sicherlich die Aufnahmefähigkeit für Wunderdinge sehr verhärtet hatte, waren wieder bis in die Fingerspitzen hinein erregt, was nun geschehen würde. Plump und breit in ihren unförmigen Anzügen standen sie mißtrauisch da, sogen die Köstlichkeit der Luft ein und genossen mit aufgerissenen Augen die Pracht, die sich ihnen bot. Nichts regte sich. Sie hatten sich über eine Stunde lang fluchtbereit in der Nähe des Haifisches aufgehalten. Während sie langsam sicherer wurden, bemerkten sie

den geheimnisvollen Aufbau dieses Landungsortes an verschiedenen Dingen. Was da wuchs, es war aber auffallend wenig, zerrann unter ihrer Berührung zu nichts. Der Boden war weich und zähe und hätte sie bei irdischen Schwereverhältnissen sicher unlöslich festgehalten. Nirgendwo war eine Tier- oder Menschenstimme, überhaupt ein einziger Laut zu hören, und das Farbenspiel der Gebäude vor ihnen blieb ihnen völlig unverständlich. Auch der sehr starke Blutdruck, der ihnen auf dem Mars Sorge machte, war hier verschwunden. Ein Eiland in der Öde des kalten und dunklen Weltalls, die Heimat der Wunder der Welt!

Wylik rief endlich mit lauter Stimme. Zu wiederholten Malen, und ein Echo sprang zurück. Unheimlich, wie still es sonst blieb!

»Mut, Wylik, und Vorsicht! Gehen wir! Halte die Pistole bereit, vergiß nicht das Magnetstück, das ich dir gegeben habe. Hölle oder Himmel – gehen wir!«

Ob ihnen nun die laue Süßigkeit der Luft die Sinne verwirrt hatte, oder sie das satte Farbenspiel, oder schon das erhabene Bewußtsein ihres Glückes betrogen hatte – sie sahen sich nach allen Seiten um und hatten eben nur einen Schritt getan, als sie, bis zur Erstarrung erschreckt, beinahe in die Knie gesunken wären. Als hätten überirdische Wesen ihr Dasein längst gewußt, ertönte ein unmelodischer, so wahnsinnig lauter Schrei, daß ihnen die Ohren von diesen sich mehrere Male wiederholenden trompetenähnlichen Stößen dröhnten. Sie vermochten nun kein Glied zu rühren. Standen mit abwehrenden Händen da. Das Vorgefühl eines Erlebnisses, dessen Tragweite über den Tod hinausging, umschwebte sie. Ihre Vorstellungen durchliefen den Kreis aller Möglichkeiten. Alles in Sekundenschnelle. Dem gewiß böswillig gemeinten Schrei folgte eine tiefe Stille. Es war ein Warnungssignal gewesen. Langsam nahm die Umgebung eine andere, sehr düstere und melancholische Färbung

an. Die Konturen der Gebäude, das Tal vor ihnen und der Himmel mit dem Bild des Marssternes verschwammen zu unsicheren, verwaschenen Bildern. Die Flieger, unfähig, scharf zu denken oder zu unterscheiden, ganz aufgelöst in Hingabe, erlebten alles wie in einem Traum. Gulbran faßte Wylik am Arm. Seine tonlose Stimme war kaum zu verstehen.

»Ganz ruhig bleiben! Mehr als sterben können wir nicht. Keine Angst davor! Ruhig, ruhig, ganz ruhig!«

Die Stimme beruhigte beide etwas. Ein ähnliches Gefühl wie nach der Marslandung, irgend etwas tun zu müssen, beherrschte sie. Irgendwie sich selbst beweisen, daß das Gehirn noch arbeitete und gehorchte. Gulbran riß die Taschen auf, ein Feuerchen flammte auf. Dann schoß mit schnurrendem Zischen die blaue Leuchtrakete auf. Sie schwebte lange, ein nahegerückter starker Stern, über ihnen. Das blaue Licht rieselte fein nieder und gab der Umgebung ein künstliches, eigentümliches Aussehen, jedoch wieder Helligkeit genug, um alles erkennen zu lassen. Insgeheim wunderte sich Gulbran über Wylik, der den zuklappenden Magneten in den Motor schob und sich an der Funkanlage zu schaffen machte. Es war die Sicherheit, die in übergroßer Not eintritt, jene ver-teufelte Aufgabe der eigenen Person, die nichts mehr fürchtet und für die es keine Schrecken mehr gibt. Ein Spiel mit der Gefahr um den allerletzten großen Einsatz, welches alle Kräfte verzehrt hat.

Wylik funkte. Es waren mehr als zwei Stunden seit ihrem Start verstrichen. Die Nachricht Wyliks kannte Gulbran nicht. Er fragte auch nicht, als er den Magneten wieder an sich nahm und zurückkam.

Das blaue Licht, bestimmt den Freunden sichtbar, beherrschte immer noch den jetzt beinahe dunklen Himmel. Sie kauerten wieder nebeneinander. Ein leichtes Frohgefühl spannte sich sogar wieder in ihnen. Ein gefährliches Frohgefühl, wenn man bedenkt, daß es einer

unerträglichen Angst entsprungen und nicht natürlich sein könnte. Plötzlich stieß Gulbran einen leichten Schrei aus. Nicht Angst, nur Überraschung, sogar ein wenig Lachen. Wylik sah auch hin und zischte unverständlich durch die Zähne. Da saß vor ihnen, kaum erkennbar im Dämmerlicht, ein lebendiges Wesen. Zweifellos lebendig, denn es rührte sich. Gulbran überlegte: Etwa so groß wie ich, schwarz, Kopf- und Gliedmaßen, anscheinend ängstlich, Augen rot und sehr groß, Abstand etwa drei Meter. Dann weiter: »Wylik! Sieh hin! Ein Mondgeschöpf. Sieh ganz ruhig hin.« Er merkte das plötzliche Zittern, welches den Freund überlief. Seine Zähne klapperten hörbar aufeinander. Das gespenstische Wesen, einem großen Affen ähnlich, rührte sich nicht und sah sie aus leuchtenden Augen unablässig an. Die Haut glänzte wie nasses Öltuch, der Kopf war eckig, die dünnen Gliedmaßen lang und mit Häuten versehen.

Aus »Die Ziege Sonja«

»Vater!« schrie das Mädchen nach einiger Zeit leise auf.
»Vater! Höre doch! Jemand ist im Hause, geht umher im Hause –!« Sie hustete stark und sah aus aufgerissenen Augen den Alten an, der sogleich aufstand und sich horchend umsah.

»Kind! Kind! Die Nacht läßt dich Gespenster sehen. Es ist doch nichts. Es wird die Ziege gewesen sein. Ach, was rede ich da! Sie war es nicht. Bestimmt hat sie sich ruhig verhalten. Im Nachbarhaus wohnen Leute. Jemand ist nach Hause gekommen.«

»Karl kommt vielleicht?«

Vater Sintje lächelte. Unmöglich hätte er jetzt »nein« sagen können. Der Arzt hatte gestern nachmittag bedauernd die Achseln gezuckt: »Viel ist nicht zu machen. Man wird die Sache abwarten müssen!« Das war sozusagen ein Todesurteil gewesen. Und da hätte Vater Sintje seinem Kind eine Hoffnung zerstören sollen, und wenn sie noch törichter gewesen wäre als diese?!

»Vielleicht!« sagte er gedehnt und lächelte gütig mit hochgezogenen Augenbrauen wie ein Vater, der zu seinem Kind vom Christkind spricht, wo er doch längst weiß, was es bringen wird.

»Arme Leute sind wir –« sagte Selma plötzlich. »Daß du dem Ziegelmeister unser Geld gegeben hast, war nicht klug.«

»Still, mein Töchterchen! Der Vater weiß schon, was er tut.«

»Das glaubt er. In Wirklichkeit konnte er nicht anders.« Die Kranke wurde plötzlich ernst. Ihr flackernder Blick überflog die Einrichtung des Zimmers, als suchte er einen Halt. Bisher hatte Vater Sintje in frommer Selbsttäuschung die gesteigerte Unruhe des Mädchens nicht ernstnehmen wollen. Nun erschrak er bis ins Innerste. Etwas Unsichtbares, Kaltes und abgrundtief Gemeines

sprang ihn plötzlich an, als durchdringe ihn ihr notverzerrter Blick durch und durch. Und gleichzeitig überkam ihn ein tiefes Mitleid, so daß er besorgt und eilig ans Bett trat und mit fliegenden Händen die Kissen zurechtrückte.

»Kind! Uns kann doch nichts geschehen! Ich wollte gern alles für dich leiden, wenn du nur still würdest.«

»Hast du gehört, Vater?«

»Was denn, mein Mädchen?«

»Mutter hat gerufen.«

Dem alten Sintje grauste. Ein leiser Schwindel packte ihn. Starr sah er die Kranke an und suchte nach tröstlichen Worten.

»Selma! Du bist doch gescheiter als ich. Wie kannst du solche Angst haben. Ich bin doch bei dir. Uns tut niemand etwas zuleide. Man kann sich sogar seinen ganzen Mut wegängstigen, Mädchen, ganz gut wegdenken, wo es doch gar nicht nötig wäre.«

Er sprach mit rauher, tiefer Stimme, der gute Alte, und strich dabei unablässig über das Bettzeug. Er wußte selber nicht, was er daherredete. Eine lächerliche Täuschung war es, dieses besorgt väterliche Geplapper, und es tat wohl in der drückenden, leeren Stille des Zimmers. Wieder richtete sich das Mädchen auf. Unruhig, fast lauernnd, wie ein fremder Mensch, der eigenwillig sein Ziel verfolgt und sich überall behindert sieht, flüsterte sie: »Vater?«

Der Alte sah sie fragend an. Sein Gesicht glich plötzlich dem eines Vogels. Es war gelb und eingefallen. Die Lippen zitterten darin, und die tiefliegenden Augen waren ohne Glanz. Er hockte auf dem Bettrand nieder und ergriff voller Zärtlichkeit ihre Hand.

»Vater! Wir müssen Karl sofort einen Brief schreiben!«

Ihn durchfuhr eine schreckliche Ahnung. Stand es so schlimm mit ihr? Sollte so das Ende sein?

»Aber doch jetzt nicht,« flehte er sanft, mit leiser Stimme, »es hat doch bis morgen Zeit, mein liebes Töchterchen.«

»Nein! Nicht bis morgen! Du mußt, Vater! Du mußt sofort schreiben!«

Jetzt rückte sie mühsam dichter an ihn heran, und während sie unhörbar zu weinen begann, stammelte sie: »Sei nicht böse! Er wartet doch auf mich. Vielleicht kann er heute nacht nicht schlafen und sieht immer zum Fenster hinaus und weiß nicht, was ihm solche Unruhe macht. Er kann nicht auf der Geige spielen und nicht still an mich denken; er kann nicht liegen und schlafen und hat große Angst. Er ahnt, daß alles sehr schlimm geworden ist. Er weiß nicht, wie er helfen soll. Wir müssen ihm schreiben, er soll sofort kommen. Bevor er da ist, sterbe ich nicht. Wenn ein Mensch nicht sterben will, kann er noch eine Zeitlang leben. Ach, sterben will ich überhaupt nicht.«

Sie schwieg erschöpft. Die düstere Enge des Zimmers war entsetzlich geworden. Es roch nach Schweiß und Essensresten, nach alten Kleidern und den Ausdünstungen kranker Körper.

Gespenster standen auf!

Wie aus allen Himmeln gestürzt saß der Mann mit gesenktem Kopf da. Einen Augenblick lang dachte er an Mord und Selbstmord, dann wieder, daß das Unmögliche doch noch geschehen und Selma gesund werden würde und schließlich auch an den Ziegelmeister Stoffer. Er haßte ihn plötzlich, diesen selbstsicheren, starken Menschen. Irgendwie dämmerte ihm eine unsichere Einsicht in geheimnisvolle Zusammenhänge zwischen seinem Unglück und dem Geschick des Ziegelmeisters. Er wurde sich nicht klar darüber, denn er war ein nachdenklicher, stiller Zigeuner, der klug an den Erfahrungen seiner Geschlechter trug.

»Schläft mein Väterchen?« neckte ihn Selma plötzlich mit überraschender Lustigkeit.

»Herrgott im Himmel! Nein!«

»Hör zu! Ich helfe dir!«

Es wurde ein absonderlicher Spaß daraus. Der Tod lehnte unsichtbar an den Vorhängen des Fensters und sah mit verschränkten Armen lächelnd den beiden zu. Schmerzlich ahnten sie seine unsichtbare Gegenwart.

Ein Sturm hatte sich draußen aufgemacht. Brausend fuhr der Wind durch die langen, hohlen Straßen. Die Dachziegel klapperten, und es rieselte in den Abflußröhren an den Hauswänden.

Jetzt schwang Selmas kleine, klare Stimme in der von Licht und Schatten lebendigen Dämmerung. Der Alte hatte das Nachtlämpchen herangerückt und tatsächlich Papier und Schreibzeug fertiggelegt. Nun sprach sie, und der Vater kritzelte wie ein Schuljunge. Er hatte vollständig den Kopf verloren. Er sagte sich nur: Schreib, Sintje! Diesen Wunsch darfst du ihr nie und nimmer versagen.

Wäre er nicht plötzlich so irre an sich und dem geordneten Gang der Welt geworden, hätte ihm mehr und mehr die Sinnlosigkeit der Aufzeichnungen auffallen müssen. Er merkte sie gar nicht. Vielleicht war er mit seinen Gedanken nicht einmal bei dem, was er da mit Tinte dem rosaroten Papier anvertraute?

Daß ein Vater seiner Tochter einen Liebesbrief diktiert, mag vorkommen; daß er ihn aber selber schreibt, kann nur dem Sintje passieren!

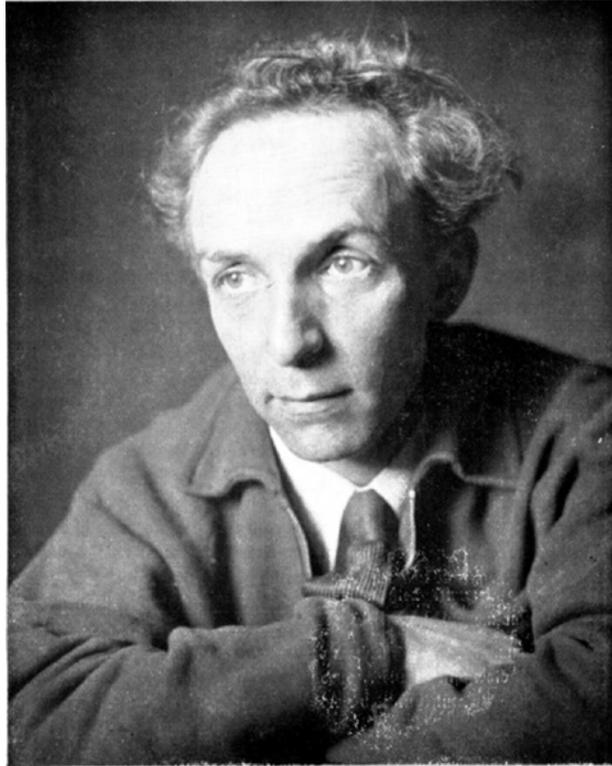
So dachte er nicht ganz mit Unrecht. Jetzt sprach er plötzlich leise mit, während er schrieb:

»Und ich habe dir noch nicht gesagt, daß in unserem Haus ein böses Wesen steht. Das Pferd hat es gefressen, das Geld hat es gefressen, nun will es mich verschlingen. – Lieber Karl! Komm und hilf uns! – In unserer Gardine steht der Tod. Er hat seine glühenden Augen auf mich gerichtet. Er spricht ganz leise: ›Der Karl kommt nicht!

Wenn er käme, müßte ich davongehen –! Er ist stärker als ich, weil er liebt.«

»Selma, das geht doch nicht!« richtete sich Vater Sintje auf, schrieb aber doch weiter. Er wußte nicht, daß die Fiebernde alles das sah. Er merkte in seiner Verstörtheit nicht, wie sie die Arme nach Bildern hob, die im Dunkeln tanzten. Ohne, daß er es wußte, war er in dieser Stunde ihrem Willen ganz unterworfen. Er sah sie nicht an und schrieb und hätte weinen mögen über diesen Brief.

Während sie sprach, flammte ihre schlichte Mädchenseele in einem Feuer der Leidenschaft auf. Sie kämpfte den Kampf der Notwehr eines in die Enge getriebenen Tieres. Ihre Kräfte wurden übermenschlich. Mit ihrem Leib rang sie um das Leben. Alles schrieb der törichte Vater nieder: Vorstellungen, Gedichte, das phantastisch lebendige Muster der Tapete, das ferne Brüllen der Sirenen im Hafen, die entsetzliche Angst und sogar die dunkle Gegenwart des Todes in ihrer Nähe.



Porträtfoto aus »Heimat und Reich« 1935, H. 5, S. 169

Redaktion der Zeitschrift »Heimat und Reich«:
Wer ist Walter Vollmer?

Der in diesem Heft die westfälische Dichtung mit seiner Erzählung »Der Tod von Zeche Ringeltaube« vertritt, trat 1926 zum ersten Male mit einem Bergmannsbuch »Das Rufen im Schacht« an die Öffentlichkeit. Dieses Werk hat Walter Vollmer geschrieben, nachdem er drei Jahre als Bergmann unter Tage tätig gewesen war. Der Verfasser sah darin eine Sinnerfüllung des Arbeiterlebens und des sozialen Problems in der erlebnismäßigen Bindung des Industriemenschen an Volk und Vaterland. In dem 1929 folgenden Roman »Flug in die Sterne« erlebt der Leser eine abenteuerliche Fahrt zum Mars. Erst nach längerem zur weltanschaulichen Reife drängenden Ringen klingt in Walter Vollmers Schaffen der Westfale durch. Er ist gebürtiger Dortmunder. In den in der Presse erschienenen Romanen »Das Glück auf der Brandheide« und »Wer hilft Hinzelmann?« legt er offenes Zeugnis für seine künstlerisch-heimatliche Verwurzelung ab. Deutlich und letztgültig reiht sein letzter Roman »Die Ziege Sonja« den Verfasser in die Reihe eigenwüchsiger westfälischer Erzähler ein. Es ist das reife Werk des 1903 geborenen Dichters. Der »Völkische Beobachter« schreibt u. a. darüber: »Eine romantische Dichtung ist dieses Buch, eine Dichtung, die erfüllt ist von dem Glauben an das Wirken ewiger Sittenmächte in allem Lebendigen. Jede einzelne Gestalt steht lebendig vor dem Leser, und ihre bezaubernde Naturverbundenheit ist eines der schönsten Erlebnisse dieses Buches.«

An Westfalens junge Dichter

Noch vor nicht langer Zeit glaubte man ein Bekenntnis zum »Kohlenpott« ironisch oder lächerlich nehmen zu müssen. Nicht wahr, wie kann einer auch die verqualmten Industriestraßen lieben, wie kann ihn der dröhnende Arbeitslärm der Zechen und Fabriken begeistern, wo es sich andernorts doch viel schöner leben läßt? Vom Schreibtisch aus ließ sich die Gigantenpracht der Hochöfen zwar ganz nett schildern, aber wer mit seinem Kumpel Schicht um Schicht vor Ort werkte, sah vieles anders. Unsere Herren Dichter haben sehr gesündigt, daß sie statt des Stehkragens nicht das schwarze »Bergmannslätzchen« vorgebunden haben, statt der Feder erst einmal die »Kaffeepulle« schwenkten, ehe sie Romane und Gedichte schrieben, die von der schwarzen Welt an der Ruhr sprachen. Wen wunderts da, daß vieles in die Breite, wenig nur in die Tiefe ging? Daß Kumpel Karl sich nicht um die Dichtung kümmerte, die ihn anging? Bösen Willen darf ich keinem vorwerfen, der in federgewandter Handwerklichkeit die Bogenlampenlichter besungen hat, aber leichtsinnig war es von manchem, in »Industriedichtung« zu machen, der nicht mindestens zwei Jahre lang den Bohrhammer gedrückt hat. Strich drunter! Das heißt nun nicht: Die junge Dichtergeneration Westfalens angetreten zur Seilfahrt auf Schacht I! So ist das gewiß nicht gemeint, zumal sich der Betriebsführer wahrscheinlich auch sehr bedanken würde. Aber mein Anruf geht dahin, unseres Führers Willen ganz ernst zu nehmen: Industriegebiet Westfalen bedeutet nicht mehr Tummelplatz kranker Irranschauungen, die sich an der »Wurzellosigkeit« unserer Volksgenossen gütlich tun, hier klafft nicht mehr zwischen ästhetisch schlapper Schilderungsromantik und verbissen wütender Anklagedichtung jene unselige Kluft, die der bisherigen

Dichtung aus Schacht und Hütte das zwiespältige Antlitz verlieh.

Packen wirs endlich anders an! Glauben und fühlen wir Jungen endlich, daß man einen Menschen wie seine Heimat nicht nach dem Aussehen, sondern nach dem Herzen zu lieben hat. Wen unter uns das Gruseln ankommt, weil die Welt in Herne düster, in Dortmund laut und in Gelsenkirchen nüchtern ist, der mag Tiergeschichten schreiben oder nach Schwaben auswandern, auf jeden Fall hüte er sich, Schwermutsgesänge von dekadenter Schönheit anzustimmen! Wir wollen die Gefühlsskala nicht verkürzen – der Teufel hole alle intellektuellen Schnellschreiber unter uns! – wir wollen aber geloben, nur noch von Herzens wegen von diesem unergründlich tiefen Land zu reden, das wie ein Schatz im Berg viel Mühe, Angst und Arbeit lohnen wird.

Glaubt einer, er könnte mit Worten den anderen überzeugen oder totschlagen, wenn er nicht selber buchstäblich leiblich hinter seinem Werk steht, das für ihn kündigt? Stoffgebiet hin, Stoffgebiet her! Wer seine graue Heimat liebt, wird schon wissen, wo er anzufangen hat. Wir wollen doch nicht vergessen, daß unsere Brüder auch um dieses Westfalen gefallen sind, daß ihr Heldentod den ganzen ungeheuren Ernst ausdrückt, den das Vaterland füglichlicherweise auch von uns als Schreibenden verlangen kann!

Wir wollen also nicht spielen mit dem, was Volksgenossen erarbeitet, erlitten und erkämpft haben! Das ganze Ruhrrevier ist ja ein einziges Mahnmal todumdrohter Arbeit, sein nächtlicher Gesang ist doch nicht nur »packend«, sondern in viel tieferem Sinn die ewigunruhevolle Melodie der Millionen schlagender Menschenherzen – und die gehen uns an!

Weil viele von uns »über der Sache« standen, hat der Kumpel, der ihrer bedurft hätte, sie nicht gesehen. Seine Bereitschaft, Schulter an Schulter mit uns zu gehen,

kenne ich, unsere Liebe zu ihm und seinem Werk lohnt er erschütternd, wer guten Willens ist, braucht nun nicht erst nach dem Weg unserer Pflicht zu fragen. Wer es kann, der helfe mir und gebe zu: Es hat wieder Sinn, Bergmann und Werkarbeiter zu sein, von der Riesenstadt an der Ruhr als unserer Heimat zu sprechen und dem »Land der tausend Feuer« jene Liebe zuzuwenden, derer wir uns nicht schämen wollen, die wir seine Söhne sind! Stellen wir uns ans Werk, Kameraden!

Aus »Land an der Ruhr. Ein Heimatbuch«

Es gibt Menschen, die vom Land an der Ruhr nicht hören mögen. Sie haben es nie gesehen und wollen es auch nicht sehen. Sie fürchten sich. Was hat man ihnen nicht alles von diesem grauen Land erzählt, das wie die feuerflammende Hölle selber zwischen Ruhr und Lippe liegt! Die Schilderung der entsprechenden Teufel ist nicht ausgeblieben, nein, dort möchten sie um keinen Preis der Welt begraben sein!

Diese merkwürdige Auffassung ist keineswegs übertrieben. Sie besteht in weiten Kreisen unseres Volkes. Wie die spanische Grippe geht sie um und erschwert den Verkehrsvereinen des Ruhrgebietes ihre Werbung ungemein, denn kein Mensch will in den »Kohlenpott«, wo alles so düster, so laut und gräßlich verbaut sein soll.

Es gibt Menschen, die »einmal da gewesen« sind und nun, glücklich wieder daheim, warnend die Stirn in Falten ziehen und sich wie ein gut westfälischer Hofhund nach einem unfreiwilligen Bad schütteln: »Ruhrgebiet? – Nein! Nie wieder!«

Diesen Abenteurern der Landkarte, die unser Westfalenland schmähen, wo es am lautesten ist, möchte man zunächst sagen, daß vieles, was zweckmäßig ist, auch schön ist. Und Zweckmäßigkeit ist in der Auflockerung und industriellen Besiedlung dieses Landes für die Beteiligten sehr oft ein Hauptgesichtspunkt in ihrer Arbeit gewesen! Daß man nun Dinge findet, die zwar einen Sinn – oft sogar einen recht zweifelhaften Sinn! – aber keinen Zweck haben, soll nicht verschwiegen werden. Grundsätzlich sei gesagt, daß viele Teile unseres Vaterlandes – beispielsweise der Thüringerwald, der Schwarzwald und natürlich das Sauerland – landschaftlich schön sind, daß es aber unsinnig ist, einen Vergleich zum Land an der Ruhr zu ziehen, weil hier ganz andere Formgesetze vorliegen. Das Ruhrgebiet ist weder häßlicher noch

schöner. Es ist in ausgesprochenem Maße eigengesichtig, es ist einfach ganz anders, weil der Mensch in einem ganz anderen Verhältnis zur Umwelt steht als in einer natürlichen Landschaft.

Wer seine ortsfremden Freunde von der Schönheit des Ruhrgebietes überzeugen will, nehme sie einmal zur Nachtzeit mit auf eine der zahlreichen Zechenhalden oder suche mit ihnen einen höher gelegenen Punkt des Landes auf, der eine weite Umschau gewährt. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht liegt das Land unter dem Nachthimmel da. Es gibt Ausblicke, die so überwältigend sind, daß man sie nie vergißt. Lichterkette reiht sich an Lichterkette, alle Regenbogenfarben schimmern, vom glühendsten Weiß der Bogenlampen bis zum grünen Gefunkel der zahlreichen Signallichter. In langen, schnurgeraden Reihen, in wunderlichen Figuren, hell und dunkel, riesengroß und winzig klein strahlt Licht an Licht. Dazwischen leuchten die Koksöfen der Zechen beim Ausstoß gleich Fackeln auf, und, wenn die Giganten der Nacht, die Hochöfen, ihre glühende Lava in die Form gießen, gehen die Riesenfächer ihres Lichtes gespenstergleich am Himmel dahin und überstrahlen die Sterne.

Hier wird der Himmel zur Nachtzeit nicht dunkel. Unablässige Unruhe geistert unter ihm dahin, eine flackernde und strahlende Unruhe, darin sich der Dampf der Koksboxen und pyramidenförmigen Kühltürme weiß und rosa wölkt, daß es seltsam anzusehen ist. Straßen schimmern weithin auf in ihren Lichterketten, die sich ins Unendliche zu ziehen scheinen. Die Nacht ist ihres natürlichen Rechtes beraubt. Der Himmel hat die Gewalt über das Land verloren.

Zum Gesicht des Landes gehört die Unruhe seiner ewigen Bewegung. Wer aufmerksam hinzuhören vermag, wird das Wort vom Herzschlag des schwarzen Reviers verstehen. Ein leises Summen, aus tausend und abertau-

send Geräuschen der Arbeit und des Verkehrs entstanden, liegt wie eine beständig singende Melodie über dem Land. Zur Nachtzeit ist sie am deutlichsten vernehmbar, verstärkt durch das Rauschen der vielen Transportzüge und das motorische Geknatter der zahlreichen Lastwagen, die auf den Fernstraßen dahinfahren. Dazwischen janken hin und wieder grell die Signale, manchmal geht ein abgründtiefes Stöhnen durch die Melodie oder ein Kreischen und Rauschen und stählernes Klingen aus hohen Hallen, daß man meinen möchte, in weiter Ferne würde eine Schlacht geschlagen.

Das ist allerdings wahr: Die Industrienacht läßt nicht dazu ein hinter sanft rötlichen Fenstern Mozarts »kleine Nachtmusik« zu spielen. Alle Träume der Romantik sind über der schwarzen Emscher längst verweht. Wenn die Stahlgerüste, Fördertürme, die Kohlenwäschen und Riesenhallen der Fabriken bleich und drohend im Licht des Mondes liegen und die großen Städte wie tausendäugige, dunkle Tiere in den Himmel blicken, hat jenes Lebensgefühl einer vergangenen Zeit sein Daseinsrecht verloren. Eine neue, eigenartigere und ernstere Romantik geht in diesem Lande um und hat von den Herzen seiner Menschen Besitz ergriffen. Der Sinn dafür muß einem im Blut liegen und ist verstandesmäßig nicht zu erfassen.

Anton Gerdes: Rezension zu Walter Vollmer:
Land an der Ruhr. Ein Heimatbuch

Mit diesem vierten Bändchen der »Westfalenbücher« wird jedem westfälischen Heimatfreunde und allen deutschen Volksgenossen das Land an der Ruhr in ganz neuer Sicht gezeigt. Wie keiner der vielen, die das Industriegebiet literarisch verwertet haben, ist Walter Vollmer hier »zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt«. Nach Herkunft und Stamm eng mit ruhrländischem Boden verwachsen, hat er (nach der Reifeprüfung) jahrelang als Bergmann unter Tage gearbeitet und ist in dieser Zeit der Entwicklung allen Problemen des schwarzen Reviers grübelnd nachgegangen. Zugleich aber hat er Art und Wesen des Ruhrlandmenschen vom Kumpel und Industriearbeiter bis zum Kötter und Bauern dichterisch zu erfassen gesucht und Menschen und Umwelt in zahlreichen Skizzen und manchen Büchern gestaltet. Allen diesen Schöpfungen ist eins gemeinsam: das glühende Bekenntnis zu Blut und Boden der westfälisch-märkischen Heimat. Seiner »schönen grauen Heimat« hat Walter Vollmer mit diesem Westfalen-Buch ein besonderes Geschenk gemacht. Das Ruhrgebiet ist nach ihm »das pochende Herz des Vaterlandes«. »Das Ruhrgebiet ist weder ein architektonischer Leichnam, noch eine mit dem Öl allwöchentlicher Lohnzahlungen geschmierte Riesenmaschine, die im übrigen von selber läuft, sondern ein lebendiger Organismus am deutschen Leibe, ja, das von allen Nöten und Freuden unseres Schicksals in der Welt durchblutete, pochende Herz des Vaterlandes!« Vollmer macht scharf Front gegen die Verächter und Schmäher des Landes an der Ruhr, die nicht bedenken, daß hier ganz andere Formgesetze vorliegen. In wundervoller, gehobener Sprache wird die besondere Schönheit des Ruhrlandes zur Nachtzeit, die schwingende Unrast seiner ewigen Bewegung und die singende Melodie sei-

ner Arbeit gepriesen. In kurzen Skizzen führt er durch »Tausend Jahre Ruhrland«, zeigt, wie aus dem Kerngebiet der alten Grafschaft Mark das Land an der Ruhr in wildbewegter, not- und arbeitsreicher Vergangenheit erwachsen ist. Die eigentliche Entwicklung der ruhrländischen Technik bis zu ihrer heutigen Vervollständigung erleben wir in dem folgenden Abschnitt »Vom Pflug zum Hochofen«, um dann den Verfasser auf einer »Einfahrt zur fünften Sohle« zu begleiten. Unter seiner Führung schauen wir die ernste Welt unter Tage und erleben Werk und Wesen des Bergarbeiters und seines Berufes. Das Buch klingt aus in der Hoffnung, daß im Lande der Zechen und Schloten trotz der Wirrnisse einer oft allzu stürmischen Entwicklung neues Volkstum aus neuen Lebensgesetzen entstehen werde. »Das Schicksal des Ruhrlandes ist Deutschlands Schicksal«.

Das alles wird in lebendigster, mehr als einmal geradezu hinreißender Sprache und Darstellung vorgeführt. Daß eine Reihe ausgezeichneter Bilder aus alter und neuer Zeit den Text wirksam unterstützt, ist für den, der die bisher erschienenen Bändchen der Sammlung »Westfalenbücher« kennt, eine Selbstverständlichkeit.

Dieses Bekenntnis Vollmers zu Heimat, Volkstum und Vaterland sei vor allem der deutschen Jugend empfohlen. Ein echter Dichter hat dieses Ruhrland-Buch mit Liebe zu seiner Heimat geschaffen.



Titelblatt der Erstaufgabe 1935

Aus »Die Schenke zur ewigen Liebe«

»Ja, dann wollen wir mal richtig anfangen zu essen«, sagt Wilm Klaas, obwohl er von zwei hohen Tellern Suppe satt sein könnte. Aber es macht ihm keinerlei Beschwerden, noch mehr zu essen, ja er streicht sich über den Bauch und meint, mit öligter Fettstimme: »Dörte mein Kind! Ich sehe, es gibt noch Pfannkuchen. Für Pfannkuchen lasse ich mein Leben!«

Dörtes Gesicht glüht. Sie ist ganz aufgeregt von allem Aufschoppen, Umrühren und Herbeitragen und fragt dauernd, ob es ihnen auch wirklich schmecke und Salz genug dabei sei? Schließlich muß ihr Wilm Klaas den auf der Gabel zusammengerollten Pfannkuchen in den Mund stecken, sonst ißt sie gar nichts, und der Mensch kann doch von Begeisterung nicht satt werden!

Der Steuermann hat es wohl gesehen. »Du hast eine gute Frau«, sagt er zu Wilm. »Das sieht man schon.«

Wilm Klaas strahlt. Dörte kann nicht noch mehr erröten vor Scham und Glück. Sie wird sehr verlegen und weiß nicht, wohin sie gucken soll, so daß er es merkt und sie in den Arm nimmt und laut die schöne Gegend beprahlt.

Der Steuermann lacht in sich hinein, aber man sieht es ihm nicht an. Er hat ein Gesicht wie Elefantenleder, das lange draußen gelegen hat. Er sagt einen kurzen Gruß und löst den Jungen ab, der ebenso langsam vom Steuerad herunterkommt wie Jan hinaufgeht.

Es muß schon Mitternacht vorüber sein, als Wilm Klaas vor großer Angst erwacht. Er hat lange mit etwas Entsetzlichem gerungen, das schwer auf seiner Brust hockte und immer wieder nach ihm schlug. Ein wildes Tier, wie er es nie gesehen hat, hat auf seiner Brust gelegen, ein

Scheusal aus Wasser und Dunst und glühenden Lichtern
– das Moorgespenst!

Er richtet sich auf und starrt lange ins Dunkel. Er hört das Wasser rauschen, es knirscht und knackt im Holz, der Spuk ist weg und kommt nicht wieder.

Wie heiß ist ihm geworden, wie hat er gestöhnt und mit dem Biest der Nacht gerungen, das fahl und böse über ihm gewesen ist! Noch ist er ganz benommen; er hat immer noch das Gefühl, in einem viel zu engen, endlos langen Rohr zu liegen und sich nicht rühren zu können, und muß die Kerze anstecken, um wieder ganz zu sich zu kommen.

Ach, ja –! Da ist ja Dörte! Sie sitzt im Bett und reibt die Augen vor dem flackernden Licht.

»Dörte! Gut, daß du da bist!«

»Ja, hier bin ich! Was ist dir denn, Wilm? Sag, was hast du?«

Sie sieht ihn erschrocken an; natürlich merkt sie, daß etwas geschehen ist.

»Wir sind im Bourtanger Moor«, flüstert er und ergreift ihre Hand. »Hörst du, Dörte? – Im Bourtanger Moor! Spürst du es nicht?«

Sie hält den Atem an und horcht. Jetzt ist sie ganz wach geworden.

»Im Bourtanger Moor«, wiederholt sie ebenso leise, als müsse nun etwas ganz Furchtbares geschehen. Aber es bleibt still wie zuvor, und kein Werwolf setzt über die Reling und schleicht an der Kajütenwand hin.

Und doch geschieht etwas ganz Seltsames in dieser Nacht: Wilm Klaas hat das Fensterchen aufgestoßen. Die nebenschwere, weiche Luft, die vom Meer kommt, zieht herein. Der Himmel ist hell, fast violett, mit ziehenden, weißen Schwaden darin. Aber der dunkle Moorwald atmet den strengen Geruch nach Erde und jungem Laub und rauscht ganz leise in seinen Wipfeln den Schlafge-

sang alles Lebendigen. Es steht eine herrliche Nacht vor dem Fenster!

Viel wunderbarer aber ist, daß plötzlich eine Stimme irgendwo singt. Klar und rein schwebt der Gesang plötzlich durch die Nacht dahin. Es ist ein Gesang, als rief wahrhaftig ein hellstimmiger Wächter Gottes unter dem Firmament das Lob seiner Erhabenheit in das Schattenreich der dunklen Geister.

Solch eine Stimme haben sie nie gehört. So kann einfach ein Mensch nicht singen, so mühelos und in verhaltener Ruhe, als sänge die innerste Menschenseele selber tröstlich von der Überwindung aller Angst in dieser Welt. Dabei geht die Melodie wild und voller Sehnsucht daher. Der Wald nimmt sie auf, sie geht über das Wasser dahin und ist klar und rein in stiller Nacht am weiten Bourtanger Moor zu hören.

Nun fällt mit tiefem Akkord eine Handharmonika ein. Ein Mensch singt da sein einsames Seemannslied:

»Fern hinter Wäldern
liegt unsere Heimat,
hinter den Wäldern
leuchtet das Meer!
Vergiß unsere Liebe,
vergiß unsere Heimat,
aber vergiß nicht das Meer!
Bruder! Vergiß nicht das Meer!«

Plötzlich sieht Wilm Klaas, daß Dörte weint, so ergriffen ist sie. »Wilm! Wilm! Kommen wir auch wieder nach Hause? – Was ist das für eine Welt hier?«

»Steh auf!« sagt er leise. »Komm mit nach draußen. Komm, Dörte!«

Die strömenden Dampfkessel schleudern ihre weißen Säulen hoch in die blaue Wintertagsluft. Wie dröhnt der Maschinengesang von Osten her laut über die Siedlungen! Prächtig und weithin sichtbar stehen bei diesem Wetter die Zechen da, eine lange Kette kampfbereiter Wächter des Landes, die gleich unzähligen Lanzen schäften ihre großen und kleinen, dunklen, hellen und eisenberingten Schornsteine aufgestellt haben. Trotzig stemmt der Riesengasturm auf der Huckarder Höhe seinen urgewaltigen Panzerleib gegen den Ostwind, daß es eine Freude ist, das zornige Kochen seiner Lungen draußen an den Stahlwänden zu hören.

Die Zechen sollen gepriesen sein! Wer kann und will, soll in den Gesang der Maschinen einstimmen, denn dieses Land ist das Herz des großen Vaterlandes. Bei Tag und Nacht schickt es seine Lebensströme bis an die fernsten Grenzen, gibt es sein Blut her, flüssig geworden aus Erde und Eisen und Flammen! Dreimal sollen die Zechen gepriesen sein, die den Winter nicht fürchten und tausend und abertausend Menschenschicksale in die große, schirmende Obhut ihrer Fördertürme nehmen! Ihre Kraft ist die Kraft der Erde, aus dunklen Tiefen gleich einem unerschöpflichen Schatz täglich aufs neue ins Licht gehoben, verwandelt, geläutert und gereinigt zum Leben, das wieder Leben zeugt bis in die kleinste Hütte fernab vom Schlachtfeld der gewaltigen Arbeit!

Ist nicht das Opfer der tiefste, vollendetste Sinn des Lebens? Muß nicht auch jedes Opfer dem Quell unserer menschenwürdigen, ehrenvollen Tat entspringen, dem Quell der Liebe, die zur Hingabe bereit ist bis auf den Tod? Ja gibt es gegen allerlei Tod der Welt – Verzweiflung und Angst, Trauer und Schande – anderen Schutz als den der helfenden Liebe? Auch die Zechen sind aus Liebe entstanden, jener zornigen, kampfbereiten Liebe zur Arbeit, die das Fluchwort der Bibel nicht versteht!

Es gibt keinen anderen Trost, und darum müssen auch Wilm Klaas alle Träume vom geruhsamen Dasein unter den Pappeln dahingehen wie Spreu vor dem wirbelnden Ostwind. Ihm ist nichts übriggeblieben, als wieder zur Zeche zu gehen. Er hat sich wieder in die Reihe der Mannschaft stellen müssen, jener unsichtbaren, großen Mannschaft des ganzen Reviers, die vom Rhein bis weit hinter Hamm in Flözen und Gesenken werkt, die Glut der Hochöfen bändigt, im Gepolter der Drehbankhallen tägliche Pflicht erfüllt und auf Schienen, Kanälen und langen Straßen Mann für Mann Posten gefaßt hat, jeder an seinem Platz, damit das alles beherrschende Werk gelinge.

Das ist sein Plan gewesen. Nun hat er ihn freudig verwirklicht. Er hat ja einen Sohn, einen schweren Burschen, ein verteufelt liebes Kerlchen! Dann ist Dörte da, die achtbare, blonde Herrin der Schenke, die Frau seines Herzens, die keine Not leiden soll, solange er lebt und gesund ist und seine Pflicht tun kann.

Alle sind sie mitgekommen nach Zeche Hanseemann, alle, bis auf den letzten Mann. Nun bilden sie eine große Kolonne unter Tage. Die von der Morgenschicht geben ihre Arbeit an die Mittagschicht weiter, die sie wieder der Nachtschicht anvertrauen, so daß der Kreis gemeinsamer Arbeit geschlossen ist.

Nur der kleine Tülp kann nicht dabei sein. Er hält die Gesteinsarbeit nicht aus und muß über Tage die Lampen putzen, aber darum gehört er doch zu ihnen und ist wie alle ein unersetzliches Glied in einer großen Kameradschaft vom Schacht.

Die Zechen sollen daher gepriesen sein, weil sie Arbeit und Brot und Kameradschaft schaffen, und Wilm Klaas hat sie je und je gepriesen, weil sein Schicksal mit ihnen groß geworden ist und einen Sinn bekommen hat, der ihn fröhlich macht.

Willi Banike*: Glückwunsch an Walter Vollmer

Sehr geehrter Herr Vollmer!

In den Reihen der jungen westfälischen Dichter stehen Sie auf Grund Ihrer besonderen dichterischen Leistungen an bevorzugter Stelle. Ihre Werke zeugen von echter wahrer Heimatliebe und sind wertvolle Beiträge zur heimatlichen Literatur, die in vortrefflicher Weise deutsche Art und deutsches Wesen verkünden. Für Ihre Verdienste um die Heimatliteratur, die ich uneingeschränkt anerkenne, verleihe ich Ihnen die Stadtplakette mit den besten Wünschen für ein weiteres schaffensfrohes und erfolgreiches Wirken.

Heil Hitler!

Dortmund, den 16. Juli 1935

*Oberbürgermeister der Stadt Dortmund.

Margarete Schiestl-Bentlage. Eine westfälische Dichterin

[...]

Die beschämende Gestalt des literarischen Konjunkturritters, der in federgewandter Fertigkeit Bauernromane lieferte, als ihm die Zeit günstig schien, ist hoffentlich für immer vom Kampf- und Schauplatz deutscher Dichtung abgetreten. Er hat jener Stimme weichen müssen, die hier und dort in unserem Vaterlande anhebt, jenem machtvollen Gesang des echten Dichters, der aus der Landschaft kommt und nach unnennbaren Gesetzen über die Welt dahingeht wie das Rauschen der Bäume und der beständige Lauf der Sonne. Dieser Gesang aller Zeiten, der wahrhaftig den Brunnen seiner Melodien im innersten Herzen des Volkes hat, durchklingt auch das Werk dieser Dichterin, ja, es ist nichts anderes, als ein einziges Lied voller Tiefe und Süße und Kraft, das über uns gekommen ist, als wir es schon nicht mehr erwarteten. Wie himmelweit größer ist solch ein Buch »Unter den Eichen« als alle ausgedonnerten, lärmumtobten Straßenreißer, die uns eine geschickte Propaganda noch vor kurzem als ewigkeitüberdauernde Dichtungen anpries, die uns unsere Verlassenheit und Fremdheit in der Scheinwelt dichterischen Gefühls nur noch deutlicher empfinden ließen! [...].

Was bedeutet mir Westfalen?

Weshalb der Herrgott meine Väter Bergleute an der Ruhr werden ließ, die noch bei Schicht schwarz aus den Stollen nach Hause kamen, und auch mein Schicksal in die Obhut der Fördertürme und Hochöfen stellte, weiß ich nicht. Ich sage aber mit Bestimmtheit, daß es einen Sinn hat, als Westfale geboren zu sein, daß es eine Verpflichtung in den mir zur Wirksamkeit vorbestimmten Lebensbereichen bedeutet, die ich ganz einfach zu erfüllen habe, wie sie jeder Deutsche in seiner engeren Heimat zu erfüllen hat. Hier sind Klarheit und Bekennerwille bei uns allen nötig. Ich glaube an keinen Zufall. Hinter allem, was war, geschieht und sein wird, waltet ein verborgener Sinn, eine von unserem Willen beeinflussbare höhere Ordnung, auch darin, unter Deutschen deutsch und Westfale zu sein! Was es mir bedeutet, Westfale zu sein, ergibt sich daraus leicht, nur möchte ich glauben, daß mir und meinem Nachbarn und wieder dem Dritten und Vierten unter uns je nach Weltanschauung und Temperament auf obige Frage eine andere Antwort möglich sein wird. Ich kann sie nur vom Gemüt und damit vom Blut her beantworten.

Jene tiefe Weisheit, daß die Kräfte unseres Leibes und Herzens, die Schwingungen unseres Gemütes, unsere Tapferkeit und Fröhlichkeit an und in dieser Welt und unsere Bereitschaft zu Stille und Ehrfurcht vor den erhabenen Dingen umso wahrer und leidenschaftlicher sind, je unmittelbarer sie aus unserer natürlichen Wesensart lebendig werden, diese tiefe Weisheit haben unsere Väter sicherer besessen als wir. Sie sind nicht auf der Flucht gewesen vor letzten Entscheidungen, die letztlich eine übergeordnete Welt mit uns ausmacht; nun liegt es an uns, aus der kopflosen Unzufriedenheit verjagter und verhetzter Jahre auf jenem Wege zu gesunder Geisteshaltung zurückzukehren, den uns der Führer bereitet hat:

Ich meine den Weg zum sicheren Standort in dieser Welt, zum Volkstum, das besser als Bücherweisheit und geistliche Klugheit mit dem zugleich herrlichen und düsteren Geheimnis unseres Daseins in der Welt fertig wird. Gestaltet diese formende Schöpferkraft des Volkstums in unserem großen Vaterland erst wieder ganz das Gesicht der Nation, dann ist sie auf beglückendste Weise wahrhaftig wieder unser aller Mutter geworden. Ich sage damit nichts Neues. In Bescheidenheit spreche ich unseren länger einsichtigen, älteren Landsleuten die Ansicht nach, die sie kämpferisch zu verwirklichen suchten, ehe wir Jungen naturnotwendig zur Anschauung kommen konnten. Aber ich sage damit zugleich, daß Westfalen mir nur insofern Standort meiner inneren Haltung ist, als ich den Aufbruch seiner Kräfte in mir spüre und sein Gesicht als einmalig unter allen deutschen Landschaften erkenne. Wäre meine Heimat nur ein Bezirk in Bezirken, nur ein zufällig und willkürlich begrenzter Ausschnitt aus der Internationalität einer Welt ohne Grenzen, mit welchem Recht könnte ich mein Bekenntnis zu ihr ablegen? Ich hoffe, wir sind uns darüber klar, daß das nichts zu tun hat mit hörnerklingender, schmalziger Wanderpoesie noch mit einer gewissen Kirchturmspitzenpolitik einer bestimmten Art von Heimatdichtung, die ihr Duodezliedchen zirpt und den Anschluß an das Reich längst verloren hat! Die zudem auch nichts von der hintergründigen Dämonie weiß, die in dem Wörtchen »Erde« steckt, ja, die sich davor fürchtet, als würde nicht jedes Schöpferwerk in Angst und Zweifel, in irdischer Enge und Unvollkommenheit mit besessener Tapferkeit geboren! Es ist ein herrliches Wagnis, in Westfalen ein Dichter zu sein! Ein Wagnis, weil aus den Nächten ländlicher Einsamkeiten unerklärbare Gesichte zu uns sprechen, weil wir in den Bergen südlich der Ruhr andere als in den Weiten des Münsterlandes und im lauten, zwiesichtigen Industrieland andere Menschen als an

den Hängen des Teutoburger Waldes sind, und doch die Einheit des Blutes uns alle umschließt. Es ist darum auch nicht leicht, weil wir Westfalen beileibe nicht nur sture, wortkarge und schwerfällig-bedächtige Eigenbrödler sind, mit Blut wie Blei und Temperamenten wie phlegmatische Dickhäuter, die ein bißchen in »Spökenkieerei« machen und im übrigen sich nüchtern gebärden, gut rechnen und schlecht singen können. Diese Schwarzweiß-Schilderung stimmt nicht ganz.

Was mir Westfalen bedeutet, ist nun nicht mehr schwierig zu sagen: Die Dinge, die man mit Leid liebgewonnen hat, verliert man nicht. Es muß alles durchlebt sein, Heimweh und Fernweh, harte Arbeit in Schächten und Gesenken, der Schritt hinter dem Pflug und der Eifer über den Büchern! Es muß alles gehört sein: Der Herzschlag unseres Reiches im Land an der Ruhr, die Stimme der Werktätigen, der Dank des Bauern beim Erntefest und der Todesschwur derer, die starben, damit Westfalen wieder Westfalen und somit lebendig würde. Und die Augen müssen alles gesehen haben, was aus Spaßigkeit und seltsamer Schwermut in diesem Land geschieht, und es ist viel, was nicht zu verstehen und viel, was freudig, jung und herrlich einfältig ist in unserem Land, an Mensch und Tier und allen Dingen. Der westfälische Mensch ist eben längst nicht da, wenn man einem Individuum eine Eierkiese auf den Buckel und eine Pfeife ins Maul hängt und es bieder fürbaß laufen läßt als trockenwitzigen, kuriosen Blaukittel von der Roten Erde! Das mag ganz nett sein, ich sage auch nichts dagegen, aber, liebe Landsleute, vergessen wir nicht, daß Westfalen das Mutterland vieler großer Gelehrter, Techniker und Staatsmänner ist, daß unseres Führers [sic] Wille, ein bodenständiges, großes Volk zu schaffen, eine hohe Verpflichtung bedeutet, die sich verdammt nicht in Kuriositäten auszutoben hat, daß unser Arbeitsplatz von westfälischen Brüdern wiederholt mit Blut erkaufte ist und

schließlich unser Leben in seiner tausendfältigen Mannigfaltigkeit unter heiligen Gesetzen der Erde und des Himmels steht, die wirklich kein Dichter am Schreibtisch zusammengespinnen hat! So ist auch mir meine engere Heimat, deren vielzүgiges Gesicht ich von der Maske starrer Grenzzufälligkeiten lösen wollte, mehr als ein bedichtenswertes Raritätenkabinett, es ist nicht nur ein Land, sondern ein geistiger Begriff von großer Spannweite. Ich setze meine Ehre darin, Westfale zu sein und mit mehr Begeisterung vom Donnern unserer Maschinen, vom Dangeln unserer Sensen und von den Kümernissen und Freuden unserer Landsleute zu reden als vom Sonnenuntergang auf Insulinde. Aber was bedarf es schließlich aller dieser Bekenntnisse? Auch in Westfalen sind Papier und Tinte Teufelsdinge! Stellen wir uns ans Werk, jeder an seinen Platz, und lassen wir das Referieren und Spintisieren über Dinge, die doch nur ihren schönsten Ausdruck in der allein richtigen und allein entscheidenden Tat finden, die sich nicht durch schöne Bekenntnisse ersetzen läßt!

Dichterkameradschaft

Gemeinsame Ziele verlangen gemeinsame Kameradschaft. Diese Kameradschaft erscheint uns umso notwendiger, als sie einmal Überwindung eines liberalistischen Starsystems bedeutet, zum anderen, weil sie die allein mögliche Form darstellt, westfälischer Dichtung auch außerhalb Westfalens in vollem Umfang Anerkennung und Verständnis zu verschaffen und zum dritten, weil sie einfach zu den vornehmsten Standespflichten einer ehrbewußten, schaffenden deutschen Gemeinschaft gehört. Die letzte Begründung bedarf keines Kommentars, denn schließlich darf nur jene Gemeinschaft allgemeine Achtung verlangen, deren einzelne Träger einander Achtung entgegenbringen, ja, sogar dort noch, wo man einander nicht mehr versteht und nur noch das Vertrauen auf das alle verbindende Wollen gewisse Klüfte zu überbrücken vermag. Die zweite Begründung einer inneren Kameradschaft leiten wir von der Auffassung ab, daß gerade Westfalen eines möglichst umfassenden Gesamtausdrucks in der Dichtung bedarf, um sich in allen seinen abstrakten und konkreten Besonderheiten den deutschen Volksgenossen als »westfälische Dichtung« vorzustellen. Und wenn wir von einer Überwindung des Starsystems sprechen, so könnte man uns nur böswillig mißverstehen, wenn man daraus die Ablehnung eines überragenden, genialen Werkes erlesen wollte, das weit über die regionalen Grenzen hinweg in vollendetster Tiefe von unserer Art künden darf, darin es seine Wurzeln hat. So herzlich wir nun der echten Heimatkunst das Wort reden und alle große Kunst im letzten Grunde heimatverwurzelt wissen, wenden wir uns gegen den Partikularismus, der doch nur eine Verengung der schöpferischen Sicht und Möglichkeit bedeutet. Die Dialektdichtung befindet sich da in einer etwas schwierigen Lage, weil sie raum- und stammesbegrenzt zu sein

scheint. Sie ist es nur in einem gewissen Grade; ein tapferer Vorkämpfer westfälisch-plattdeutscher Dichtung wie Wagenfeld – neben dem wir Wibbelt nicht vergessen – hat in der richtigen Erkenntnis der Quellen dichterischer Kräfte bei uns als erster ernsthaft liberalistischen Aufklärungsidealen seine Dialektdichtungen entgegengesetzt, und es ist ebenso wahr wie bedauerlich, daß ihm bislang keiner der Jüngeren zu folgen versucht oder vermocht hat. So wenig wie Wagenfelds Dichtungen nur raumenge Dialektprosa sind, so sehr verstand man bis vor kurzem unter »Heimatkunst« den Ausdruck einer Lokalkunst zweiten oder dritten Grades, die schöngeistige Kirchturmspitzenpolitik betrieb, die den Anschluß an Zeit und Reich verloren hatte. Abgesehen von ihrer inneren Ungerechtigkeit andersstämmigen Volksgenossen gegenüber, war sie ein Hort eines oft engherzigen Lokalpatriotismus, der wahrlich der zündenden Kraft der Dichtung in Sprache und Gestaltung entbehrte. Wir glauben mehr denn je, daß es die Aufgabe des Hüters stammesgebundener Besonderheiten in der Kunst ist, den Anschluß an das Reich zu besitzen und zu bewahren. Junge westfälische Dichtung muß in erster Linie deutsche Dichtung sein, will sie Format besitzen.

Die gute Stube

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurde ein Ungeheuer geboren, das sich allen verzweifelten Totschlagsversuchen zum Trotz bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Und nicht nur das: Es wurde und wird sogar noch gepflegt, sowohl von ganzen Familien, die sonsthin sehr ordentliche Leute sind, als auch von allein-stehenden Menschen, die die schöne Tugend der Treue an Plunder ohne Wert verschwenden. Dieses Ungeheuer vergilt die ihm in hohem Maße gespendete Liebe mit Undank. Seinetwegen kommt es zu Beleidigungsklagen gegen unvorsichtige Bekannte, die etwas von »Gerumpel« zu murmeln sich unterstanden, seinetwegen bleiben ein oder zwei Zimmer der Wohnung jahraus, jahrein unbenutzt, seinetwegen flieht der gute Vater bisweilen an Feierabenden den Kreis seiner Lieben und seinetwegen sei hier mit dem Finger auf dieses Ungeheuer gewiesen, weil es endlich einmal erkannt und getötet werden muß. »Die gute Stube«! Ach, welch ein Heer von Widersprüchen stellt sie allen gutgemeinten Angriffsreden gegenüber? Da ihre Sprache ohne Worte, aber schauerlich ist, sprechen ihre Pfleger und Pflegerinnen laut und vernehmlich von »Privatangelegenheiten«, von »individuellem Geschmack«, von der »Heiligkeit und Unantastbarkeit der Erinnerung«, sofern sie nicht grob werden oder die Besichtigung des Ungeheuers überhaupt nicht gestatten. Die guten Leute sind in diesem Punkt bei aller Verständigkeit und Gemütlichkeit meistens sehr empfindlich. Sie sind Sklaven ihrer guten Stuben. Das soll uns nicht hindern, die »gute« oder auch beste Stube (auch Salon genannt) unerschrocken auf ihren Wurmstich hin zu untersuchen. In mehr als durchschnittlichen Fällen schlummern diese Geschmacksungeheuer, diese zu Möbeln, Zierat und Plunder gewordenen seelischen Wucherungen, hinter verschlossenen

Fenstern. Zu bestimmten Stunden (meistens Freitags), vor allem vor Ostern und Weihnachten zwingen sie ihre Besitzerinnen mit Scheuerlappen, Wedelquast und Bohnerwachs auf die Knie, um sich bedienen zu lassen. Es gehört zu ihren Gepflogenheiten, Krach im Haushalt zu verursachen, wobei der zigarrerauchende Hausvater (der Asche und des Dampfes wegen) oder Kinder, die nicht ahnen, was alles um- und herunterfallen kann, die Leidtragenden zu sein pflegen.

»Die gute Stube«! Ihre Tyrannei geht stellenweise so weit, daß sie Benutzung und Entwürdigung, zwei Begriffe, die nichts miteinander zu tun haben, für gleichbedeutend erklärt und fast immer in solchen Angriffsfällen irgendwo zu bröckeln oder zu stürzen beliebt. Die in der Unwahrheit einer seelischen Haltung zutiefst verborgene Bosheit stellt die gipserne Beethovenbüste immer auf ein Piedestal, das nach den einfachsten mathematischen Gesetzen bei den kleinsten Erschütterungen zu stürzen hat und stürzt.

Zu den Eigentümlichkeiten »guter Stuben« gehört also wenn nicht völlige Dunkelheit, so doch ein sanftes Dämmerlicht unter Luftabschluß, darin Ungeheuer der Sage zufolge gern zu hausen pflegen. Diese schummerige, atembeklemmende Düsterteit weicht dem Tageslicht an hohen Festtagen, bei Kindtaufen und Notariatsverträgen. Darauf ist die auffallende Haltbarkeit der vielen, vielen Dinge zurückzuführen, die von Licht, Fliegen oder Ofenrauch unbehelligt bleiben.

Was sind das nun für Dinge? Zunächst: Der berühmte Öldruck, darauf ein Jäger mit einem bebärteten Wilderer heldenhaft ringt, hart am jähem Abgrund natürlich, und der die Unterschrift trägt: Du oder ich! Der Riesenfächer geheftzweckter Postkarten (wo die Schnörkeltapete immer etwas feucht ist), der in unendlichen Variationen junge Liebe, Ansichten von Augsburg, Pferderennen und den Großvater als Rekrut festhält. Dann: Eine Marter-

szenen von erschütternder Eindringlichkeit: Im runden Glas, hoch oben auf dem Umbausofa, sinnt ein Goldfisch ohne Sand, Licht und Pflanzen dem Zwecke seiner Bestimmung nach, wobei er aus unserer genauen Kenntnis der Dinge das Pech hat, zu den zähesten, ausdauerndsten Gattungen der Stubenfische zu gehören. Aber das ist nicht alles! In wohlbehüteter Feierlichkeit türmt sich Möbelstück auf Möbelstück. Ja, hier stoßen sich die Dinge wirklich hart im Raum. (Wir auch!) Muschelkalk formt liebevolle Göttinnen, Porzellankatzen mit erhobener Pfote entpuppen sich neckisch als Kaffeekannen, eine breitbeinige Staffelei verbirgt schamhaft ein halb verhülltes Gemälde und versperrt den ordnungsmäßigen Durchgang zum Klavier, das in genialischer Anordnung Notenbündel zu seinen Füßen gelegt bekommen hat. Jahr um Jahr glotzt der ausgestopfte Pudel (früher lief er hier mal lebendig umher!) aus seiner Plüschdecke heraus ins Dämmerdunkel, innerlich wie alles hier von Wurm und Motten längst zerfressen.

Aber es geht ja nicht so sehr um diese Ansammlung süßer, falsch verstandener und hohl prunkender Fassadenraritäten, für die sich eine vernünftige Verwendung schon fände, als vielmehr um ahnungslose Menschen, die sie mit Eifersucht und Argwohn hüten. Denn siehe: Daß wir einen nationalen Umbruch erleben durften, ist auch an diesem traurigen Requisitenarsenal der Unkultur nicht spurlos vorübergegangen: Der Bierkrug mit dem Hakenkreuz und eine Pfeife mit dem bunten Bild eines SA-Mannes auf seinem Kopf geben Kunde davon. Es gibt kaum etwas Großes und Erhabenes, dessen kitschig-klicheehaftes Spiegelbild uns in dieser guten Stube nicht angrinste. Die künstliche Palme allerdings könnte uns täuschen, würde sie nicht an jedem Freitag frisch gebohrt, und ließe man nicht auch ihr wie allem Krimskrams die sauberlichste Putzpflege angedeihen!

Ach, du Ungetüm einer guten, unbenutzten Paradestube, mußt du uns immer noch quälen, die gesündesten Zimmer beanspruchen, die teure Wohnung verkleinern, der Hausfrau Arbeit und dem Vater Angst machen?

Die böse »gute Stube« ist als menschenmordendes Ungeheuer ein Verräter der Seele! Sie vergilt Mühen mit Undank ohnegleichen, denn sie sagt in Wirklichkeit allen, die sie nachdenklich-schmerzlich betrachten, von der inneren Unfreiheit ihres Besitzers. Man kann die Zeichen lieber Erinnerung bewahren, für sich bewahren, ohne sich und ändern das Leben ungemütlich zu machen. Daß die Großeltern ihre Lichtbilder und den Brautkranz unter Glas nicht missen wollen, ist verständlich, ja, sogar schön und gemütvoll. Daß es überhaupt Dinge gibt, die an sich wertlos, vielleicht auch geschmackswidrig sind, für den Einzelnen aber aus irgendwelchen Gründen wertvoll, sei zugegeben. Aber es ist kein Zeichen von Wohnkultur, sie stapelweise zur Ehre der Wände zu erheben.

Geschmackssache? Hei, an diesen ungreifbaren Haken möchte man den Kitsch und seine innere Verlogenheit wohl aufhängen? Da müssen wir sehr ernst werden: Es gibt eine große, lockere Linie des guten Geschmacks. Sie wandelt sich, jede Zeit prägt ihr inneres Leben in den äußeren Dingen aus. Zu diesem guten Geschmack muß man sich hinbemühen. Kein Mensch kann in jedem Volksgenossen, den seine tägliche Pflicht und Sorge ganz in Anspruch nehmen, einen Geschmackskünstler erwarten, aber jedermann sollte zunächst einmal einsehen, daß es sich hier um eine Erziehungsfrage von großer Wichtigkeit handelt. Es bedeutet keinen Eingriff in die persönlichen Rechte des Einzelnen, wenn er sich sagen läßt: Das ist gut und schön! Lerne und begreife, warum und wieso es so ist, aber lasse dich zunächst einmal überhaupt belehren, lieber Freund!

Warum werden so viel wissenschaftliche Mühe und pflegerische Liebe nur auf das Äußere unserer Wohnungen in Stadt und Land, auf Baustil und Fassade, verwandt und das Herz des Hauses, das Heim und seine Gestaltung, so wenig beachtet? Hätten öffentliche Kurse für Wohnkultur nicht große Aufgaben? Wir könnten uns denken, daß jemand nach dieser Philippika, die die Frage nur streift und längst nicht erschöpft, seine gute Stube aufschlösse und sich fragte: Wo soll ich beginnen? Was bleibt, was muß hinaus, was muß geändert werden und wie fange ich es an? Kurz, daß er in wehmütiger Unbeholfenheit und plötzlich aufkeimendem Zartgefühl die Tür wieder verschlösse und alles beim Alten ließe.

Um zuletzt einem andern Einwand noch das Haupt abzuschlagen: Gesunde, helle, benutzbare und gemütliche Wohnräume sind erst in letzter Linie eine Geldfrage. Das Ungeheuer verschlingt mehr als der oft nur geringfügige Aufwand, mit dem man es von seinen tönernen Füßen stoßen kann, um sich und seinen Kindern und Besuchern ein gemütliches Heim zu verschaffen. Darüber ließe sich noch manches sagen. Kämpfen wir bescheiden nur erst um die Einsicht aller derer, die eine »gute Stube« haben. Dann ist schon viel, sehr viel gewonnen, um ohne Nippesfiguren, Muschelkalkgöttinnen, Kaffeekatzen und Plüschtrödeln den Weg in ein schöneres, behaglicheres Heim zu finden, darin wir wirklich – zuhause sind!

Der Künstler und Kämpfer Hermann Löns

Mit Dank und großer Freude ist ein Wegbereiter zum Werk eines der umstrittensten und am meisten mißverständenen Dichter zu begrüßen, ein Buch vom »Künstler und Kämpfer« Hermann Löns (A. Sponholtz-Verlag, Hannover), das Dr. Wilhelm Deimann der großen Lönsgemeinde schrieb. Neben blühendem Blödsinn und unverantwortlichen Halbwahrheiten, die man am besten der humoristischen Abteilung der ziemlich umfangreichen Lönsliteratur einreicht, ist gerade in den letzten Jahren Vortreffliches und Nachdenkliches über Löns gesagt worden. Man soll schwimmenden Vergleichen innerhalb der Löns-Literatur aus dem Wege gehen; einen Vergleich bedeutet es auch nicht bei dem Umfang des kritischen Berichtes über den Heidedichter – der nur wenigen geläufig sein dürfte –, wenn man Wilhelm Deimanns menschlich-herzliche und gleichzeitig wissenschaftlich-sachliche Forscherarbeit als die vorbildliche Leistung eines Wegbereiters erklärt, der wirklich einmal aus der oft zitierten inneren Berufung zur Feder griff. Und da war es aus mit »Horrido« und »Weidmannsheil«, jenen literarischen Wandhaken, daran dieser und jener »seinen Löns« gern aufhing. Dem Forscher sei auch Dank, daß er Löns nicht mit Goldklang der Laute ins blühende Rosenrot der Heide gestellt hat und zum dritten den bekannten Fehler vermied, den pathologisch-überkluge Literaturpsychiater als letzte hoffnungslose Weisheit ausgaben: Löns sei als rettungslos seelenkranker Mensch in den Tod gegangen, wo er es »doch gar nicht nötig gehabt hätte«!

Wir lachen, nicht wahr? Aber es ist nicht zum Lachen, wenn man bedenkt, daß jede geschriebene und veröffentlichte Zeile ins Volk geht, wo sie Wunder wirken oder böse wüten kann. Diese Verantwortung vor seinem eige-

nen Wort spricht aus jeder Zeile Deimanns, nicht hier
oder dort, sondern im ganzen Buch. [...]

Aus »Vor Tagesanbruch. Eine Erzählung«

»Hilf mir, Gott, in deiner großen Barmherzigkeit!« betete sie. »Wer will etwas von mir? Die Angst ist schon seit Tagen heimlich in mir, Gespenster sind auch seit Tagen hinter mir, nun ist der Sturm gekommen, und es wird schlimmer und schlimmer mit mir. Vielleicht soll ich nur krank werden? Oder ein Fieber ist in mir, das vergehen wird? Nein, Gott, sterben möchte ich nicht, schon um seinetwillen tu uns nur das nicht an!«

Während dieses leise dahergestotterten und gestammelten Notgebetes hatte sie Matthes' lange Stiefel geputzt; nun wollte sie die Suppe kochen und alles herrichten, denn einmal mußte er doch wiederkommen und Hunger haben und bei ihr sein wollen.

Unruhiger Matthes Munkelbein!

Der jungen Frau, die nicht sterben wollte, kam die traurige Beerdigung des kleinen Jungen nicht aus dem Sinn. Wie immer, wenn unser Herz verzweifelt, sah auch sie die Ereignisse vergangener und kommender Zeit in jener phantastisch-zauberlichen Größe und Verzerrung, die man später und nüchtern belächelt. Wir alle wissen ja nichts von der Unruhe, die ein unser Leben besiegelndes Schicksal weit vorher in uns auslöst. Und die davon wissen, sind nicht mehr unter uns.

Seltsam klar standen die vergangenen Tage vor ihr: die Fröhlichkeit im Wiesenhaus, die schöne Arbeit mit Matthes zusammen auf dem Gutshof, hundert kleine Einzelheiten, vom klaren Licht der Erinnerung hell durchleuchtet, und der heutige Tag mit seinen nachdenklichen Ereignissen und den dumm-liebevollen Worten der törichten Mutter Dröppelmann.

Es war, als durchflösse sie dieser Strom eindringlicher Gedanken und machte sie müde, so daß sie lange am Tisch saß und wartete, Stunde um Stunde in willenloser

Starrheit, den Kopf in die Hände gestützt, ein junges Weib, das sich fürchtete und nicht wußte wovor.

Nun war die Nacht gekommen, pechschwarz und sturmdurchheult, und hatte alle Lichter ausgelöscht im Land und alles Leben in ihren rieselnden und prasselnden Regenfluten begraben.

Was wissen die Menschen in den Städten davon? Leben sie nicht vielfach vom Ersatz des Echten in Gedanken und Worten, vom Ersatz des Gefühls, und haben manche Not daraus, die sie nicht beheben können, obwohl sie ihre Ursachen kennen? Ihre Klugheit hätte der Kathinka wenig helfen können; sie hätte den traumhaften Zustand nicht einmal begriffen, der allmählich über sie gekommen war, weil sich nicht alles begreifen läßt, was in der Welt geschieht.

Mit versonnenem Blick saß sie am Tisch und horchte. Ihr war gewesen, als hätte jemand nach ihr gerufen, dann aber war die Regenmusik wieder darüberhin gekommen und das endlose Bäumerauschen und Wasserrieseln, so daß sie sich geirrt zu haben glaubte.

Ihre beklemmende Unruhe hatte langsam nachgelassen. Ruhig und gleichmäßig ging der Schlag ihres Herzens, das heiße Blut sang nicht mehr in ihren Schläfen, ein willenloser, müder Friede umgab sie plötzlich, als ginge sie das alles hier nichts mehr an.

Nun versank auch die klare Erinnerung in einem unbestimmten Gefühl der Erwartung, alles versank um sie und war so gleichgültig geworden, als wären sie selber, das Haus und der Sturm gar nicht mehr da, ja als läge sie tot in einem gläsernen Sarg, unfähig zu Heiterkeit und Traurigkeit, weil ihre Seele davongeflogen war.

Wer sie gesehen hätte, wäre erschrocken vor der geisterhaften Blässe ihres Gesichtes, darin die dunklen Augen groß und fremd irrlichterten. Ganz behutsam erhob sie sich und ging wie suchend in der Küche umher, und wenn sie etwas sprach, so war es nicht zu verstehen.

Seltsame Geisternacht des Sturmes, darin nun wieder, dieses Mal eindringlicher als vordem, eine ferne Stimme rief: »Kathinka! Kathinka – !«

Das war kein menschlicher oder tierischer Schrei, der langanhaltend die regendunkle Feldmark vom Fluß her durchzitterte, der beschwörend rief und langsam unterging. Viel anhaltender, viel lauter, als ein Erdenwesen rufen kann, fand diese Stimme den Weg bis in die kleine Küche des Wiesenhauses.

Sie hatte lange mit angehaltenem Atem gelauscht. Nun seufzte sie und ging wieder hin und her, als könnte sie den Ausgang nicht finden. War das Matthes Munkelbein?

Oder – kam wieder jemand nächtens über den Fluß und suchte seine Heimat?

»Geh, so geh schon in Gottes Namen!« flüsterte sie. »Sei nicht ängstlich! So steht doch geschrieben, und der Lehrer Alander hat es so gelehrt: ›Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!«

Das war ein tröstender Spruch, daran sich jemand aufrichten konnte, der in grauenvoller Nacht hinaus muß, ob er will oder nicht.

So wie sie war, wollte sie hingehen. Der Sturm sang nicht mehr. Durch alle Ritzen schlug Moderdunst in den Raum. Und Geruch von faulenden Wassern, Schilf und Holz. Draußen herrschte eine tote Stille.

»Ich habe mich nicht geirrt«, sagte sie sich selbstsicher und zündete die Handlaterne an. »Und jetzt wird es sich zeigen, woher meine Unruhe kam.«

Damit stieß sie die Tür auf und ging nach draußen. Die Erde dampfte. Brodelnde Wasserwolken verwoben Bäume und Sträucher in dumpfen Nebeln. Kein Sterbenslaut durchdrang diese warmen, wogenden Schwaden, darin es nach Erde und Laub roch und nach den frischen Saaten der Feder. Sie umhüllten alles mit einem feinen

Silberschleier der Nässe, denn eine ungeheure Wolke hielt die ganze Feldmark umfassen.

Es rieselte glockenhell in feinen Rinnsalen vom Abflußwasser. Der satte Boden gab weich dem Tritt nach, als schluckte er ihn auf. Weltferne Stille, die nicht einmal das Nachtgeschrei der Eulen durchdrang, machte alles unendlich einsam, als sie wie im Traum mit ihrer armseiligen Laterne zum Fluß hinunterging. Nur von dorthier konnte die Stimme gerufen haben.

Hoherhobenen Hauptes, den Blick geradeaus gerichtet, ging sie dahin. Eine Flechte ihres schwarzen Haares hing ihr über der nackten Schulter. Die nasse Wärme umfloß sie am ganzen Leibe, ruhig schwankte das Licht in ihrer Hand. Der Fluß schob seine gurgelnden Wasser vor sich her, aus dunklen Nebeln kommend, in dunklen Nebeln verschwindend. Lautlos glitten die Wogen dahin, nur im Ufergesträuch raschelte es, als griff eine müde Hand nach einem Halt. In weiter Ferne zeterte ein Tauchhuhn und war bald wieder still, denn alles, was lebte und sich fürchten konnte, war verzaubert und mit geheimer Angst erfüllt, ehe die Sonne kam und den Spuk der Nacht mitnahm in ihre fröhliche Helligkeit.

Lange stand sie am Ufer, dicht bei den Weißdornbüschen, und wartete. Als wüßte sie von selbst, daß sie weder rufen noch den Fluß durchschreiten müßte, stand sie da und wartete in großer Geduld.

Endlich erhob sich ein ganz leiser Wind in den Wäldern und flog auf das Wasser zu, ein Nachtwind, darin sie den fremden Rufer sah, der endlich am anderen Ufer stand und stumm zu ihr herüberblickte. Auch ein kleines, rotes Licht kam mit. Der Rufer trug es wie sie in der rechten Hand. Ein weißer Fleck leuchtete im grauen Nebel auf der Gegenseite des Flusses: das Leinenhemd, das sie selber trug!

In diesem Augenblick überkam den Ort dieser Begegnung eine Stille, als gäbe es keine Zehen, Häuser und

Menschen mehr auf dieser Welt, ja als hielte die große Einsamkeit den Atem an.

Kathinka blickte starr und unbeweglich hinüber. Als sie das Gesicht des Rufers erkannte, nun dicht vor ihr, im Schilf des Ufers, durchlief sie ein Zittern. Ihre Lippen sprachen, aber ihre Stimme blieb stumm.

In dem vom rötlichen Lichtchen erhellten dunstigen Nebelschleier stand regungslos und schweigend – sie selber!

Josef Bergenthal: Vom volkhaften Standort westfälischer Dichter

[...] Und als endlich in und nach dem Kriege ein Zersetzungsprozeß im deutschen Literaturleben um sich fraß, haben die Westfalen, schlicht gesagt, nicht mitgemacht. Aber unterdessen erreichten Wibbelt und Wagenfeld einen Höhepunkt der plattdeutschen Dichtung, kämpfte Maria Kahle in aller Welt für den volksdeutschen Gedanken und rüstete sich Josefa Berens-Totenohl mit Kraft zu großem Wurf. Wie sehr Westfalen selbst in jenen Jahren ein dichterisch fruchtbarer Mutterboden war, das zeigt die seltene Tatsache, daß es Gottfried Henßen möglich war, gleichsam auf Pfaden der Brüder Grimm im Münsterlande aus dem Munde des Volkes ein schönes Buch voll Volkserzählungen sich erzählen zu lassen und niederzuschreiben, die das Volk selbst erdichtet und ungeschrieben von Mund zu Mund bewahrt hat. Es ist kein leerer Wahn, von einer schier unlösbaren Heimat- und Volksverbundenheit der westfälischen Dichter zu sprechen. Aus Westfalen kamen sie denn auch nicht, die Geister der Zersetzung, die nach dem Umbruch ausgetrieben werden mußten. Dem westfälischen Menschenschlag ist oft nachgerühmt worden, daß er beständig und treu ist und sich nicht von dem abbringen läßt, was er als richtig erkannt hat. Alle Konditorenkunst kann einen westfälischen Bauern nicht dahin bringen, seinen altbewährten Pumpnickel zu mißachten. In Zeiten der Irrung und des Zerfalls ist diese Eigenschaft eine unschätzbare Kraft der Bewahrung. Auch in den Dichtern der Roten Erde war sie wirksam. Und vielleicht kündigt die stattliche Zahl junger verheißungsvoller Talente, die Westfalen heute stolz sein eigen nennt und von denen noch Heinrich Luhmann und Adolf von Hatzfeld, Walter Vollmer und Fritz Nölle, Margarete Schiestl-Bentlage und Margarete Windthorst, Lene Bertelsmann

und Ellen Soeding namentlich genannt seien, für Westfalen eine Zeit ertragreicher Ernte, genährt aus der unverbrauchten Volkstumskraft des Landes.

Aus »Der Gang zum Nobiskrug«

Während sie still in ihrem Schattenwinkel saß, hörte sie ein schon lange vernommenes Brausen stärker anschwellen. Ein Windstoß, der einen Atem mit sich führte, als käme er aus den Tiefen der Erde oder des Weltenraumes, ging durch das Haus und fachte das Feuer an.

»Das Brausen rührt von der Gewalt eines reißenden unterirdischen Stromes her, der unter uns dahingeht«, sagte der Kleine. »Höre nur! Das Haus steht gerade über den Wassern.«

»Laß mich heimgehen, Kleiner. Mein Herz schlägt, als wollte es zerspringen.«

»Schlagen ist seine Aufgabe. Träume nicht, sondern lebe! Sieh hin, Christine, da – sieh hin!«

Sie folgte seiner ausgestreckten Hand, die auf ein gewaltiges, zweiflügeliges Tor wies, das sie bislang nicht bemerkt hatte. Es wurde von hünenhaften, nackten Männern weit aufgestoßen. Der Wind jagte noch stärker aus der unergründlichen, schwarzen Tiefe herauf in das Haus hinein, darin es plötzlich so still geworden war, daß sie das Pochen ihres Herzens deutlich vernahm.

Die Gäste rührten sich nicht mehr. Alle blickten in eine Richtung, wo ein Wesen im Halbdunkel stand, ein großer Mensch, vom Feuer beschienen, grob und gewaltig, der einen breiten Schatten an die Wand warf: der Fährmann!

Er rief eine Reihe Namen, deren Träger sich meistens schnell, bisweilen aber unwillig erhoben. Sie gingen auf die Torwächter zu, die sie ergriffen und in die Tiefe stießen. Obwohl jeder Widerstand sinnlos erschien, versuchten doch einige, sich zu wehren, aber sie wurden nur um so heftiger dem dröhnenden Abgrund übergeben, daraus nur das gewaltige Rauschen als einzige Antwort über ihr Schicksal heraufdrang. Die Tore wurden von den schweigenden Wächtern wieder geschlossen.

Langsam brandete der Lärm der Zecher und Sprecher wieder auf, und die heulenden Winde einer unterirdischen Welt winselten nur noch verloren in der Tiefe.

»Gib mir dein Herz!« bat der Kleine nochmals, und wiederum rief sie: »Nein! Niemals gebe ich es dir! Ich spüre, daß ich dieses Haus nicht mehr verlasse.«

Er schwieg, und sie erinnerte sich der Gestalten, die man dem Abgrund überwiesen hatte: der lange, hagere Soldat aus Holland mit der Narbe im Gesicht war dabei gewesen, den sie unterwegs getroffen hatte. Aber Gert war nicht dabei. Immer schon hatte sie furchtsam in den Reihen der Soldaten nach ihm gesucht, nein, er war wirklich und gottlob nicht da! Aber alle anderen sahen aus, als wären sie am Wege verhungert und erfroren, klägliche, verkommene Soldatengestalten aller Regimenter und Grade. Geisterhaft schimmerten ihre wachsbleichen Gesichter und Hände im ungewissen Licht. Ein Junker hatte seine halb verbrannte Fahne neben sich stehen und ließ sie nicht aus der Hand, während er mit der anderen den Becher hob und seinem Gegenüber, einer schwarzhaarigen, spitzbübischen Marketenderin, einen frechen Trinkspruch zurief, den sie ebenso frech beantwortete.

Der Kleine schien ihre Gedanken zu erraten, denn er sagte unvermittelt: »Hier herbergen alle diejenigen zum letzten Male, die am Wege umkamen. Du siehst, ihrem Schicksal gegenüber benehmen sie sich ganz verschieden.« Er hatte die mageren Arme vor der Brust verschränkt, wobei er düster in das Treiben sah und mit den Beinen baumelte.

»Die von der Landstraße, Christine. – Hüte dich!«

»Wovor, mein Kleiner? Ich habe mein Herz noch nicht –«

»Hüte dich – vor deinen Worten, wenn ich fort bin!«

Sie verstand seine Warnung nicht, aber er schwieg auf ihre Frage, was das bedeute. »Wie kommt der Fährmann

hierher?» fragte sie schließlich. »Ich dünkte, er sei am Fluß.«

»Er ist hier und dort gleichzeitig. Doch das kannst du nicht begreifen. Ich muß dir manche Antwort versagen.«

»Aber wohin die Ausgestoßenen kommen, das wirst du mir doch sagen können?«

»Und wenn ich es wollte, so könnte ich es nicht, weil es keiner von allen weiß, die einmal hinunter müssen. Es kann sein, daß uns eine Welt voller Licht empfängt, es kann sein, daß die goldene Stadt auf den Bergen, die alle erhoffen, nicht da ist, sondern uns ewige Finsternis umfängt. Es gibt welche, denen auch das sehr lieb wäre. Es kann schließlich sein, daß wir zur Erde zurückkehren und unsere verlorenen Herzen zurückbekommen, und es kann sein – ach, ich weiß es wirklich nicht. Und kann ich schon nicht zum Leben zurück, das hinter mir liegt und danach ich mich sehne, obwohl es bitter und schwer war, Christine, können wir alle schon nie wieder zurück, so ist es wohl gut, daß uns der Fährmann vor diesem letzten Gang das Herz nahm und es in den Strom warf.«

»Du sehnst dich sehr nach der Welt zurück?«

»Das ist das einzige Gefühl, das hier alle noch besitzen. Und es ist nicht einmal ein Gefühl, sondern – da, sieh da – Christine!«

Wieder rief der Fährmann eine Reihe Namen auf, wieder wurde es stiller als zur Nachtzeit in einem Walde, und die Aufgerufenen traten ihren Weg durch die Tore ins Jenseits an. Deutlich erkannte Christine den Wachtmeister Sandkuhl aus ihrer Heimat. Er ging aufrecht dahin und strich seinen Schnurrbart, wie er es stets getan hatte, wenn ihm etwas Außergewöhnliches zustieß.

Der Weltenwind heulte in der Tiefe, der Weltenstrom brüllte in der Dunkelheit hinter den Toren, stumm sahen die Übriggebliebenen zu, wie die Tore sich wieder schlossen, und ermunterten sich wieder, und alles war

wieder wie vordem, nur daß der Gastraum nur noch zur Hälfte mit Menschen angefüllt war.

»Laß mich zurückgehen«, bat sie. »Nicht allein. Du sollst mit mir diesen schrecklichen Ort verlassen. Ich will dich wieder aufs Pferd nehmen.«

»Schrecklicher Ort? Du träumst, wenn du so sprichst. Und zurück kann ich nicht, es sei denn –«

»Ich habe dir gesagt, daß ich dir mein Herz nicht gebe.« Er sah sie aus hohlen Augen an: »Ich dachte, du hättest Mitleid mit mir gehabt?«

»Und wenn ich es hätte, so weiß ich doch, daß ich dich nur fürchten muß. Du willst mich betrügen.«

Er antwortete nicht und sah wieder in die Menge, als dächte er darüber nach, wie er doch noch zu seinem Ziel käme.

Eine Fiedel jankte, von einem Husaren meisterhaft gespielt, und ihr schwebender Klang vermischte sich mit dem Geräusch der schleifenden Schritte tanzender Paare, dem Gesprächslärm und dem fernen Donnern des unterirdischen Stromes. Der Rauch kroch fettig über den Köpfen dahin. Spukhaft glitten lange Schatten an den Wänden hoch. Draußen klirrte die Türlaterne am Hafentor im Winde.

»Gleich werden sie die Tore zum letzten Male öffnen«, sagte der Kleine und hustete, daß ihm die Augen tränten, »dann werde auch ich meinen letzten Gang gehen müssen.«

»Du wirst in die goldene Stadt auf den Bergen kommen, mein Kleiner. Alle Angst und Not deines kurzen Lebens liegt dann hinter dir. Fürchte dich nicht. Nichts, was einmal war, geht für immer unter.«

»Weißt du das so genau?« fragte er spöttisch. »Man sieht, daß du ein Herz hast. Aber – hab acht, daß du es behältst! Spürst du nicht wieder die Unruhe der anderen, die nicht wissen, wo du bist? Da ruft der Fährmann! Leb wohl – Christine –!«

Er hörte seinen Namen und sprang vom Querbalken hinab, aber sie griff schnell hinter ihm her und faßte sein rotes Käppchen, das sie in der Hand behielt.

»Leb wohl, mein Kleiner!«

Er hörte es nicht mehr, denn ein ungeheurer Lärm hatte sich erhoben. Eine große Unruhe rumorte jetzt vom Stühlerücken und unverständlichen Rufen, vom Knarren der weitflügeligen Tore und dem Windgeheul aus der Tiefe. Stimmen jammerten oder riefen übermütig über das Gepolter hinweg, irgendwo schlug eine Trommel einen Wirbel, und die Wächter schoben und rissen stumm Freund und Feind, Traurige und Fröhliche hintereinander in die Tiefe, bis es endlich still wurde und nur noch ein einziger Soldat allein am Tisch saß, der den Kopf auf die Arme gelegt hatte und schlief.

Christine sprang auf und beugte sich weit vor. Plötzlich rief sie laut: »Gert! Gert –!«, so daß der Schläfer erwachte und sich verstört umsah.

Ein Windstoß sprang unter das Feuer und schlug den blauen Rauch zur Seite. Der Soldat verschwand fast ganz darin, so daß sie ihn nicht mehr sehen konnte.

Wie klopfte ihr das Herz in plötzlicher, wilder Angst!

Ein ungeheurer Schrecken hatte sich über sie geworfen. Nur in Träumen, darin das Unnennbare fürchterlich sich nähert und Leib und Glieder nicht mehr gehorchen, kann der Mensch sich so verlieren; nur wenn sich das Raubtier im Sprunge über die erstarrte Gazelle wirft, mag ein lebendiges Wesen empfinden, was sie beim Anblick dieses Soldaten durchfuhr: Das Grauen der vollkommenen Hilflosigkeit!

Träge kroch der Rauch in das verräucherte Gebälk der Decke. Wieder kamen die Umriss des Soldaten zum Vorschein, aber sie vermochte jetzt nicht mehr zu rufen, nicht einmal mit der Hand zu winken oder ihm ein Zeichen zu geben. Sie starrte ihn nur regungslos an, sah, daß er gleichgültig seine Umgebung betrachtete, dann

den Kopf wieder auf die Arme legte und schnaufend weiterschlof. War das Gert? Nie hatte er solch ein wü-tes, zerrissenes, dunkles Gesicht gehabt, und doch war er es wieder nach Uniform, Größe und gelassener Haltung, wie er da saß und schlief.

Aber ein Wächter riß ihn hoch und stieß ihn in den strömenden Wind hinein. Jetzt war er es wieder wie vordem! Er stutzte, als er ihren letzten, verzweifelten Ruf: »Gert –!!« vernahm, wandte aber gleich wieder das Gesicht ab, als ginge ihn hier nichts weiter an, und ging sporenklirrend, groß und gleichmütig durch die zucken- den Lichter und Schatten auf die Tore zu, die sich hinter ihm schlossen.

Christine blieb frierend im Schatten sitzen. Eine große Fledermaus flatterte durch den leeren Raum über die umgestürzten Tische und Bänke hinweg, die Wächter zogen sich zurück, und das Feuer fiel knisternd in sich zusammen. In der Hand hielt sie das Käppchen des Kleinen, das rot im Zwielficht leuchtete. Sie erhob sich jetzt, um den Rückweg aus dieser schauerlichen Schenke zu suchen. Ihr Herz schlug schwer in ängstlichem Heimweh.

Da trat ihr der Fährmann in den Weg. Sie konnte, so zierlich sie vor ihm war, weder nach der einen noch nach der anderen Seite an ihm vorbei und blieb zögernd stehen. Flehentlich sah sie an ihm hinauf: »Bitte, gib mich frei!« Aber in seinem blassen, großen Gesicht rührte sich keine Spur von Leben. Er sah sie eine Weile aus ausdruckslosen Augen an, als weidete er sich an ihrer Angst, als horchte er auf den lauten Schlag ihres Herzens. Sie erinnerte sich jetzt der Warnung des Kleinen: »Hüte dich vor deinen Worten, wenn ich fort bin!« und schauderte in der Kälte, die der Fährmann ausströmte.

»Gib mir dein Herz!« sagte er drohend.

»Nein! Niemals, Fährmann!«

»Weshalb willst du es mir nicht geben?«

»Es gehört mir nicht. Es gehört meinem Kinde und seinem Vater. Ich darf es nicht abgeben. – Aber, sag: War es Gert? War er es wirklich? Sag, daß er es nicht gewesen ist, nimm die Angst von mir, Fährmann!«

»Ich kenne hier niemand. Was geht er mich an? Aber dein Herz gehört ihnen nicht mehr, seitdem du es an einen Traum verloren hast. Du hättest es ihnen bewahren müssen. Du hast es einer Welt gegeben, die schön und unbeständig wie der Wind ist, und hast darüber Kind und Vater verloren.«

»So will ich zurückgehen, woher ich kam, Fährmann.«

»Das kannst du nicht. Aber wenn ich dich blind machte, so könnte ich dir den Geliebten zurückgeben.«

»So mach mich – blind!«

»Und wenn ich dich stumm machte, so könnte ich dir auch dein Kind zurückgeben.«

»So mach mich auch stumm, Fährmann!«

Er sah sie lange an, dann riß er ihr die Kleidung von der Brut und legte seine Hand auf ihr pochendes Herz, daß sie ein eiskaltes Grausen durchfuhr.

»Was es nicht alles vollbringt«, sagte er leise. »Ich vermag nichts über dich. Komm!«

Er ging vor ihr her zur Tür hinaus, zum Fluß hinunter und befahl ihr mit stummer Gebärde, das Floß zu besteigen. Sie gehorchte. Am jenseitigen Ufer bückte er sich und schöpfte mit hohler Hand aus dem Fluß, hielt sie schweigend hin und wartete, daß sie tränke. Jetzt fiel ihr abermals ein Wort des Kleinen ein: »Vielleicht wird sie von diesem Wasser trinken«, und so trank sie gehorsam wobei der Fährmann sagte: »Nun wirst du alles vergessen, was du gehört und gesehen hast, Christine!«

Es war aber noch ein winziger Rest in seiner Hand, als er das sagte. Da sprang sie eilig vor ihm her ans rettende Ufer, wohin er ihr nicht zu folgen vermochte, ließ den Rest unausgetrunken und lief mit junger Kraft den

Hohlweg hinauf, durch den sie mit dem Kleinen gekommen war.

Eine Zeitlang fand sie sich nicht zurecht, dann vernahm sie dunkel die Stimmen mehrerer Menschen. Ein Wind fuhr plötzlich über sie hin und rauschte in den Kronen der alten Eschen. Am Himmel standen fern und schön die ersten Sterne. Sie sah sie mit großen Augen an und wunderte sich über die Windlichter, die vor ihnen flackerten und zuckend hin und her gingen.

Windlichter? Menschen standen vor ihr und hielten sie in erhobenen Händen, und der rote Schein huschte über ihre fremden Gesichter.

»Sie erwacht«, rief eine Stimme, und die Windlichter und Menschengesichter beugten sich tiefer über sie herab. Da spürte sie, daß sie im Schnee lag und die Augen weit geöffnet hielt, die sich jetzt endlich von inneren Bildern abwandten und ihrer Umgebung gewahr wurden.

Aus »Die Pöttersleute«

Aus der Höhe sehen viele Dinge in der Welt anders aus, als sie wirklich sind. Was scheinbar unbedeutend ist, bleibt spielerisch unsichtbar.

Aber ohne die kleine Welt gäbe es keine große. Das Bedeutsame wüßte nicht, wohin mit seiner Bedeutung, und man muß schon einmal eine Weile darüber nachdenken, um auch das scheinbar Häßliche nicht ganz so abwegig zu finden.

Es wäre also sehr billig, die Hauptstraße dieses Vorortes mit der Trinkhalle der Veteranin als eine Stelle auf Erden abzutun, die in ihrer bedeutungslosen Häßlichkeit besser gar nicht erwähnt würde. Man könnte es sich leichter machen, nicht wahr, und von Garmisch-Partenkirchen sprechen, wo es sehr schön sein soll. Man könnte diesen blonden und doch immerhin etwas ungeschliffenen und bisweilen mit schwärzlichem Kohlengrau behafteten Herrn durch einen Herrn von Welt ersetzen. Das wäre wirklich keine große Kunst, nur, daß man ein wenig schief am Leben vorbeisähe. Und was Grete betrifft, die, seitdem sie bei Krukehle ist, immer etwas nach Muskatblüte und Mandelseife duftet, so könnte man auch sie in eine Scheinwelt versetzen, die nicht gerade Lüge, aber auch nicht Wahrheit, jedenfalls aber wohl angenehmer anzuschauen ist als eine Kohlenrevierstraße, wie es ihrer viele gibt im großen Ruhrland.

Bleiben wir bei dieser Straße! Sie übertrifft sich zwar selber vor Häßlichkeit, aber ihr ergeht es wie manchen Mädchen auf Erden, denen kein schönes Gesicht und keine klingende Stimme verliehen wurden: seht nur, wie schön sie sind, wenn sie schaffen!

Wenn sie sich in mütterlicher Hingabe unter das Joch ihrer Pflichten beugen, von denen man gerade ihnen so viel und so gern aufbürdet!

So ergeht es auch dieser Straße mit ihren merkwürdig zusammengeflückten, verbauten, ineinanderkriechenden oder stolz und steinern dastehenden Häusern. Sie sind mit grellen Reklamebildern verschandelt, halb farbig, halb kohlegrau, ein Jammer für den, der sie etwa mit Schreiberhau oder mit einem halb verwunschenen Schwarzwaldorf vergleicht. Nur, daß Schreiberhau ihrer weit eher zum Leben bedarf, als umgekehrt.

In dieser Straße haben Herm und Grete sich getroffen. Zufällig natürlich, denn alle Liebenden treffen sich zufällig, man kennt das schon.

Sie gehen nebeneinander her, und Herm schiebt das Fahrrad, wie es sich gehört. Er erzählt vom alten Veit, diesem kuriosen Kauz, der nun längst unter der Erde liegt, von seinem halb verfallenen Maschinenhaus, das sie unbedingt einmal sehen müsse, als gäbe es für ein junges Mädchen nichts Fesselnderes auf Erden als halb versunkene Maschinenhäuser.

Sie nickt dazu und sieht ihn immer wieder von der Seite an, sie tut so, als wäre das alles wirklich so wichtig, wobei es ihr doch nur auf den klang seiner Stimme ankommt, auf ihn selber, diesen blonden Burschen Herm, der einen so rührend würdevollen Bruder hat.

Die Veteranin – sagt Herm – braucht von unserer Begegnung natürlich nichts zu wissen. Des Geredes wegen, nicht wahr? Dabei gehen sie wie blind durch die Straße, die rot in der Abendsonne schimmert, und die Veteranin lächelt ihnen mit ihren fast blinden Augen nach.

Der Friseur Butze grüßt freundlich aus der offenen Ladentür, an der Kneipe zum scharfen Eck pfeifen drei von der Halde hinter ihnen her. Man kennt doch Herm überall, aber er sieht und hört nichts davon und ist allein auf der Welt mit diesem Menschenwesen an seiner Seite. Der Zufall will es, daß auch Hanne, das Kälbchen, aus der Bergmannsschenke am Martenerloh dasteht und Seife gekauft hat, so daß sie Herm sehen muß, wie er

eifrig redend an ihr vorbeigeht. Er hat sie bemerkt und angesehen und hat sie auch nicht bemerkt, wie Liebende eben, in sich selber versunken, aus ganz fremden Augen andere anzusehen pflegen.

Man nennt sie das Kälbchen; vielleicht, weil sie solch ein unschuldiges, treues Geschöpf ist, das sich jetzt wirklich wie ein Kälbchen vorkommt, während es verwundert den beiden nachschaut, die an der Apotheke vorbei den Weg hinuntergehen.

Wie kann dieses Wunderwesen Grete aber auch lachen!

Herm hat so etwas nie gehört. Er begreift vor allem nicht, daß nicht alle Jungkerle der Welt sich um dieses Wesen schlagen. Das sagt er ihr auch, und sie lacht wieder mit ihrer glockendunklen Stimme und stößt ihn an: wem sie gehören wolle, das liege doch noch bei ihr, nicht wahr, Herm?

Weit ist der Weg den fahlen Berg hinauf, den sie zu gehen haben. Die Dämmerung hüllt langsam Häuser und Felder mit zarten Abendschatten ein, darin die bunten Lichter stehen. Alle Geräusche klingen dumpfer, wie eingehüllt in den Samtmantel der Nacht, die über den Lichtern im Osten am Himmel aufzieht. Jetzt gehen sie schon dicht nebeneinander, so daß Herm ihren Atem spürt, den leisen Duft nach Muskatblüte und Mandelseife, der sie weich umgibt. Ihr braunes Haar ist dunkler geworden unter dem blauseidenen Kopftuch, das sie trägt.

Schön und lieblich lacht ihr Mund und plaudert fröhlich, und manchmal meint Herm, es knistere und sprühe in ihren Augen von Funken, wenn sie ihn lange ansieht. Sie sind ergriffen und blind gemacht worden, so daß nur noch ihre Herzen den Weg zueinander wissen.

Sie gehen durch die Felder den steigenden Weg hinauf am Umschaltheus des Elektrizitätswerkes vorbei, darin es summt wie in einem Bienenstock, über die Bahngleise hinweg, wo nur noch in den Feldern die Masten der

Überlandzentrale und dahinter ein weiter Horizont mit zahllosen Lichteragen zu sehen sind.

Es ist ein höflicher Abend, der sie allmählich verzaubert hat. Sie sind stillgeworden vor Glück, vor Erwartung, vor jenem insgeheimen Bangen, mit dem man ein Land betritt, das man nie zuvor gesehen hat.

Und dabei kennen sie sich erst seit zwei Tagen, und es sind nur wenige Worte, die sie bisher miteinander gewechselt haben. Aber wie ein Feuer eine stille Hütte im Walde überfällt, die immer nur für sich in der Einsamkeit dagestanden hat, wie ein Wasser mit Wucht die Dämme einreißt, geht der Sturm darüber hin – wie Feuer und Wasser, die vorher niemals da waren, plötzlich alles verzehren, umstürzen, vergehen lassen – so hat sie die Liebe ergriffen.

Sollen sie fragen: Feuer, was brennst du so heiß? Wasser, weshalb wirfst du mich um?

Grete –? sagt er und weiß nicht weiter.

Die scheue Heidelerche hat nebenan über dem jungen Roggen gesungen. Wie überweht sie der Duft aus Grün und Erde, der Atem der Wegkäfer aus den Gräben, der fragende und wieder versinkende Ruf der Vogelstimme, ein Sehnsuchtsruf vor der Nacht!

Grete –? flüstert er noch einmal und hat ihren Arm ergriffen, diesen festen, weißen Mädchenarm, und küßt ihn.

Ihr Lachen, das jetzt dunkel und rätselvoll ist, fliegt auf – wie, sie will sich wehren? – aber, nein: sie wendet sich ihm zu, jung und warm und schön, und umschlingt ihn mit beiden Armen. Mag die Erde versinken, mögen die Abendsterne zu glühenden Sonnen werden und die ganze Welt in Flammenfeuern umhüllen – diesen Kuß sollen sie nicht verhindern können, der von den Lippen in zwei Herzen brennt, als müßten sie vor Luft und Jugend vergehen!

Die Zechen!

Die rotglühenden Tiere liegen still im Land. Die Nacht wölbt sich über ihnen mit tausend Sternen. In weiter Ferne glänzt der Fluß. Das ist nicht mehr der sonnenselige Strom der Romantik, alle Lieder der Liebe und der verträumten Nächte sind über ihm verweht, und er ist schwarz und schweigsam geworden.

Weithin dröhnt das Stampfen der Haspelmaschine von der Steinalde.

Eine summende, gleichförmig leise Arbeitsmelodie klingt im Nachtwind auf, der von der nahen, flammenden Kokerei herüberweht.

Eine dünne Stimme singt irgendwo ein Kind in den Schlaf. Eine Mutter – und ihr Sohn soll Bergmann werden, wie es in dem Liede heißt. Ach – die Fördertürme warten noch lange nicht auf dieses junge Leben!

Die Nacht ist nicht friedlich. Das Werk pocht, die Ausstoßmaschine stöhnt, tausend und aber tausend Hände schaffen überall in dieser Nacht, und die Maschinen treiben ehern gleichgültig ihren starken Donner dahin unter den hell erleuchteten Dächern der großen Hallen.

Wie sich plötzlich weißer Dampf wölkt! Schön ist das Lied der Nachtschicht oben auf der Halde – man versteht es nicht, aber es hat eine wilde, wehmütige Weise.

Ho – la – la –! Schreien die Kerle da oben ihre langgezogenen Rufe in die Nacht hinein, und wenn sie der Wind nicht verweht sind sie bis weit hinein in die dunklen, schlafenden Straßen der Kolonie zu hören.

Arbeiterheimat!

Ruft da nicht der alte Hannes von der Kohlenwäsche am Schacht sein meckerndes: Hee! Komm her –! Geht nicht auf der mauerdunklen, langen Straße der Fördermaschinist Wulps gerade nach Hause und brummt dabei, als sollte es ein Lied sein?

Hier geigen sie nicht bei sanft rötlichem Licht Mozarts »Kleine Nachtmusik« hinter geöffneten Fenstern. Horch, wie die Ziehharmonika bei Brinkmeiers weint und lacht, denn die große Schwester hat dort Hochzeit und es gibt ein Badewännchen voll Kartoffelsalat und Flaschenbier mit unendlichem Vergnügen dazu.

Andere Heimat, andere Menschen! Die Sträucher an dem wuchtigen Wasserturm duften nicht, und die Nachtigallen an der Emscher singen nicht, die Sterne verschwinden in ziehenden Nebeln, und nur die endlose Gaslaternenreihe an der Verbandsstraße schimmert wie eine Reihe zwinkernder Lichteraugen. Lastwagen poltern über die Pflaster, und ein Metzgerhund bellt hinter einem verschlossenen Tor.

Und irgendwo singen zwei Lehrhauer oder Drehergesellen mit langgezogener Stimme das Lönslied von der grünen Heide, als wollten sie vor Wehmut dabei vergehen, und es sind doch die selben Menschen, die jetzt beim Hüttenverein die Hochöfen einreißen, so daß die Rosaglut minutenlang wie ein gewaltiges Sinnbild dieses Landes und seiner Menschen unter dem Himmel zerflattert.

Dieses Land schläft einen unruhigen Schlaf. Kostbar ist die Zeit. Die Telegraphenmasten surren die ganze Nacht hindurch ihre eintönige Melodie, die nur jetzt, nicht aber bei Tage zu hören ist. Und auch das ist Gesang der Schaffenden, der Millionen Namenlosen, Treuen, die in Werken und Kontoren, in Flößen und Gesenken auf ihren Posten stehen, wenn die Sirenen von nah und fern, hoch und tief ihre Stundenzit rufen! Wer weiß von allen Gesetzen, Leidenschaften, aller treuen Sorge und Freude dieses Landes zwischen den schwarzen Strömen?

Dieses nimmermüde Herz schlägt und schlägt.

Ströme von Leben schickt es bei Tag und Nacht ins große Reich, denn es ist schöpferisch aus der gewaltigen

Kraft seiner Menschen, des Volkes, das einem Brunnen
gleicht mit zahllosen unversieglichen Quellen.
Und durch diese Welt geht Herm Pötter müde und
liebesselig nach Hause.

Wilhelm Vernekohl: Kriegsbekennnis westfälischer Dichter

Der Dichter, der in selbstgewählter Einsamkeit dahinlebt und unberührt vom Schicksal seines Volkes bleibt, gehört der Vergangenheit an, wenn er überhaupt jemals existiert hat. Die Geschichte der deutschen Dichtung kennt viele Große, die der Stimme des Blutes gehorchend sich dem völkischen Schicksalsstrom anvertraut haben, aber sie kennt keinen wahrhaft Großen, der nicht am politischen und geistigen Leben der Nation teilgenommen hätte. Wir meinen nicht nur jene, die, wie Theodor Körner und Hermann Löns, mit der Masse in der Hand für ihre Idee starben, sondern auch jene, die ihr Leben hindurch für die deutsche Sache stritten, ob sie einen Waffenrock trugen oder nicht. Wir spüren den seelenverbrennenden Haß, mit dem Heinrich von Kleist Napoleon befehdete, wenn wir seine Hermannsschlacht lesen, wir sind ergriffen von der politischen Leidenschaft Christian Dietrich Grabbes, wenn wir seine Hohenstaufen-Dramen auf der Bühne sehen. Ist nicht auch die Romantik gänzlich mißverstanden worden als poetische Einsiedelei? Einer ihrer edelsten Kündler, Josef von Eichendorff, zog als Leutnant mit ins Feld und wartete glühenden Herzens auf den Tag, da den Falschen ihr unrechtes Regiment genommen und ein herrliches, großes Reich aller Deutschen erstehen würde.

Der Dichter soll mit dem Volke gehn, der Dichter ist der Mund der tausend Schweigenden, er ist der Fackelträger in der Zeit. Er soll nicht weltfremd und fernab in der toten Stille stehen, sondern in der Gemeinschaft des Volkes. Gerade heute, wo eine alte Welt zusammenbricht und eine neue unter stürmischen Wehen heraufzieht, ist er zur Stelle. Der deutsche Dichter bekennt sich zum Volke und seinem Führer. Das war der Sinn des Soester Dichtertreffens, das am 29. und 30. März in der

alten, schönen Hansestadt im Herzen Westfalens die Männer und Frauen der Feder zu einer eindrucksvollen Kundgebung vereinte.

Auf einer Feierstunde im Alten Rathaus, mit der das Treffen eröffnet wurde, umriß Fritz Nölle mit einem rhythmischen Vorspruch den Sinn der Zusammenkunft. Im deutschen Volk, das lange dem eigenen Ziel entfremdet war, ist durch den Führer der bluthafte Glaube geweckt worden. Heute wird die Saat für kommende Jahrhunderte gelegt. Die westfälischen Dichter wollen in dieser Stadt Soest, die ein Teil ihres Wesens ist, bekennen, daß sie dem Volke dienen. Landeskulturwalter Brust zog in seiner Ansprache eine sinnvolle Parallele zu der Zeit der Freiheitskriege, in der Arndt und Körner zum Kampfe aufriefen. Die eigentliche Lesung eröffnete Lene Bertelsmann. Sie bot drei balladenhafte Gedichte, von denen der Zug westfälischer Menschen nach Böhmen, um die Krone des Reiches zu schützen, sowie der Gesang auf die Helden von Narvik starke Eindrücke hinterließen. Wilhelm Meyer-Mölleringhof, der durch seinen Roman »Der Schuldträger« weiten Kreisen bekannt geworden ist, las eine schlichte und gefühlsinnige Erzählung »Der Krieg als Versöhner«. Maria Kahle griff mit ihrem plastischen Bericht vom Schicksal einer deutschen Familie im Polenkrieg mitten hinein in die deutsche Gegenwart. Die ihrem neuen Buch »Westfälische Bauern im Ostland« entnommene Erzählung, die nur Tatsachen wiedergibt, war eine flammende Anklage gegen die entmenschten polnischen Horden, die in jenen Tagen alle Deutschen wie Freiwild jagten. Walter Vollmer, dessen westfälische Romane aus dem Industriebezirk heute tief ins Reich hinein wirken, sprach in eindringlicher Rede über die »Verantwortung und den Gehorsam der deutschen Dichtung«. Der Dichter soll nicht nur einen Spiegel des Lebens geben, sondern er soll die Menschen auch führen. Ohne die ästhetischen Werte zu

verkürzen, stellte Vollmer die große ethische Führungsaufgabe der Dichtung heraus. Dabei wandte er sich scharf gegen die Anspruchslosigkeit und erhob den Ruf nach innerer Qualität. Die Kunst ist von den Göttern nicht geboren worden, um die Menschen zu quälen, sondern um sie zu erfreuen und im Tiefsten zu erschüttern. »Das Kriegsbekenntnis des deutschen Dichters ist seine Leistung.« Den Abschluß der ersten Lesung machte Adolf von Hatzfeld, der zunächst sein herrliches, aus tiefster Heimatverbundenheit geschaffenes Soest-Gedicht vortrug und daran die frei strömenden Verse »An die Zeit« und »An das Schicksal« knüpfte.

Bei dem Kameradschaftsabend sprach stellvertretender Gauleiter Vetter über die große Mission des Künstlers in unserer Zeit, nachdem Oberbürgermeister Scharnow bereits die Dichter in liebenswürdiger Weise begrüßt hatte. Heinrich Luhmann dankte namens der Eingeladenen, indem er die Geschichte der alten Stadt Soest und ihrer Menschen in dichterischer Schau beschwor.

Am Sonntag wurde die Dichtertagung in Form einer Morgenfeier fortgesetzt, an der die HJ. mit einer stattlichen Mannschaft teilnahm. Nach der Eröffnung durch den Kreisleiter las Max Wegner eine sprachlich geschliffene und stimmungstarke Erzählung von der Opfergesinnung einer sauerländischen Köhlersfrau, die den Tod ihres Mannes heldenhaft erträgt. Heinrich Luhmann bot mit der großen Anekdote vom Soester Bürgermeister Klotz, der in jeder Situation ein mannhafter Vorkämpfer der Gerechtigkeit bleibt und selbst vor seinem König nicht kapituliert, ein Meisterstück novellistischer Prosa, das in seiner auf das Wesentliche gerichteten und mit keinem überflüssigen Wort befrachteten Knappheit an die klassische Erzählungskunst unserer Großen gemahnt. Das Stück ist dem neuen Geschichtenband »Lob des Landes« entnommen und darf in der umrißfesten Zeichnung der Personen sowie der Treffsicherheit seiner Spra-

che zum Besten gerechnet werden, was man auf der Tagung hörte. Hier war ein Vorgang wirklich in meisterlicher Sprache »verdichtet«. Fritz Nölle, der zu den aufstrebenden Erzählern der Roten Erde gehört, las eine im Thema aktuelle und ergreifende Geschichte aus dem Polenkrieg 1939, die von dem Opfertod einer deutschen Frau und ihres Kindes berichtet. Walter Gottfried Klucke vermittelte in lebendiger Vorlesung eine Szene aus seinem neuen Schauspiel »Ein wunderbares Land«, die eine Zwiesprache zwischen dem großen König und einer jungen Offiziersfrau gestaltet.

Gauleiter und Reichskommissar Josef Wagner schloß das Dichtertreffen mit einer anfeuernden Ansprache, in der er den Dichter als Fackelträger unserer Zeit bezeichnete. Es gibt nichts Höheres für den Künstler – so stellte er fest – als ein treues Kind seines Volkes und Träger seines größten und stärksten Lebenswillens zu sein. – In einer internen Veranstaltung am Nachmittag wurde Fritz Nölle als neuer Landesleiter der Reichsschrifttumskammer in Westfalen-Süd eingeführt.

Die ertragreiche Tagung ließ nur den einen Wunsch offen, auch einen jungen westfälischen Dichter im Ehrenkleid der Nation – wenn auch vertreten durch einen Sprecher – zu vernehmen, damit er als Soldat von seinem Kriegsbekenntnis der Tat künde und Zeugnis ablege. Hier wäre insbesondere an Martin Simon, August Kracht und Ludwig Wegmann zu denken.

Aus »Die verlorene Seele«

»Du liebst mich und liebst mich auch wieder nicht. Deine kalten Augen tun mir weh. Mir ist, als hättest du kein Herz im Leibe. Wäre doch erst diese Nacht vorüber!«

Lange schien er über ihre Worte nachzudenken. Er hatte sie freigegeben und ging für sich dahin, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, als wäre er allein auf der Welt. Erst an der Tür des Fährhauses griff er wieder nach ihr, dieses Mal heftig und ungestüm. Wie eine zarte Blume lag sie in seinen Armen.

»Lisa! Gehöre mir! Teile deine Seele mit mir! Alles, was du vom Leben verlangst, will ich dir geben, mein Kind, alles, wenn du bei mir bleibst und mich nicht verläßt!«

»Laß mich, du!«

Er gehorchte. Gab sie frei. Mit rätselhaftem, erfrorenem Lächeln bat sie: »Wie spät ist es?«

»Wie spät –? Welch eine Frage!«

Dennoch tat er einen Schritt nach draußen und las an den Sternbildern die Zeit ab.

»Es ist drei Stunden über Mitternacht. Weshalb fragst du darnach?«

»Weil du solch eine Frage getan hast.«

»Und deine Antwort?«

»Ach, du junger, hübscher Namenloser! Muß ich meine Seele mit dir teilen, weil du mich küßt? Weil wir tanzten, wie es niemand hätte sehen dürfen von denen, die mich kennen? Du willst mir deinen Namen nicht nennen, und so will ich dich auch nicht länger fragen. Aber« – sie nestelte an den blanken Knöpfen seiner Jacke. Wie unabsichtlich legte sie ihre Hand auf seine Brust, zog sie dann schnell zurück und flüsterte – »aber ich spüre es doch, es schlägt kein Herz in deiner Brust. Es muß wohl tot sein, und niemals wirst du mich lieben können.«

Als sie das gesagt hatte, wandte sie sich ganz von ihm ab. Trauer und Verwunderung standen auf ihrem Gesicht.

Er erschrak. Mit leiser Stimme bat er: »Lisa! Hilf mir! Laß uns ein Herz und eine Seele haben, wie soll ich dich bitten!«

Prüfend betrachtete sie ihn, plötzlich eine ganz andere als vordem. Dann schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie kam auf ihn zu, und ein merkwürdiges, schelmisches Lächeln begleitete ihre Worte: »Nun gut! Du mußt mir eine Bedingung erfüllen. Sofort! Noch in dieser Stunde! Du mußt mir zeigen, ob ein Herz in dir ist, das für mich schlägt.«

»Wie gern will ich das tun!«

»So steige in den Brunnen hinab dort am Hause. Mein armseliges Halskettchen fiel hinein, als ich Wasser schöpfte. Es ist nicht des Kettleins wegen, dein bunter Ring mag es tausendfach aufgewogen haben. Aber meinnetwegen sollst du es tun. Ich mag keinen Mann, der dieses kleine Opfer nicht bringen möchte.«

»Liebe, kleine Närrin!«

»Nicht so, du Mann ohne Namen! Wann würdest du ihn mir nennen?«

»Wenn du mein wärest.«

»So steige in den Brunnen! Hüte dich aber, daß du nicht fällst, lieber Freund! Ich warte auf dich und habe es nicht eilig, der Brunnen ist ohne Ende tief.«

»Und wäre er noch hundert Klafter tiefer –!«

»Laß dich am Tau hinab, es trägt dich gut und sicher. Dann wirst du über dem Wasserspiegel, dort, wo das Mauerwerk vorspringt, das Kettchen liegen sehen. Es ist unversehrt. Hole es mir herauf! Dann weiß ich, daß mich eine dumme Ahnung trügt, daß ich deine Küsse und deine Worte auf jede Waage legen könnte und wöge sie noch so fein. Ich will dir dann gehören und alles, was ich habe, mit dir teilen.«

Verwundert hatte er zugehört. Nun lief ein freundliches, spöttisches Lächeln über sein Gesicht, als ob er sagen wollte: Das Weib! Wie Gott es geschaffen hat! Er hütete

sich aber, diesen Gedanken auszusprechen, vor allem, weil er die heimliche Angst wohl sah, die sie bei alledem bewegte, denn sie ging mit ihm, schaute zuerst in den kalten, dunklen Brunnen hinab, daraus einen das Schaudern anflieg, und seufzte bang: »Ach, wäre doch erst diese Nacht vorüber!«

Meine Welt. Ein Selbstporträt

Eigentlich hatte ich nicht in diese Welt gewollt. Sobald meine Absicht offenbar wurde, erhielt ich zu gleicher Zeit die Nottaufe und einen ärztlich verordneten, bis zum Rand gestrichenen Bergmannsschnaps, Marke »Hammerschlag«, dem ich bis zum heutigen Tage treu geblieben bin. Von der körperlichen Dürftigkeit ist seit jenen Julitagen vor gut vierzig Jahren immerhin einiges geblieben, und auch das Herz ist damals ein wenig zu heftig in Bewegung gebracht worden, so daß es sehr oft mitspricht, wenn es schweigen soll. Doch nein, es soll auch weiterhin sein Wort behalten, mag es mich auch dieses und jenes an Gut und Ansehen gekostet haben und noch kosten! Natürlich vermag ich infolgedessen auch nur mit Anstrengung abstrakt und logisch zu denken, aber es gleicht sich alles wieder aus, und das befriedigt mich als Verächter aller Einseitigkeit sehr! (Ich fürchte, dieser Satz war wieder einmal unlogisch? Mir würde es nichts ausmachen, aber meine Leser bitte ich vorsichtshalber um Verzeihung!)

Bohnenkaffee und Zigaretten liebe ich so sehr, daß ich meine eigenen Bücher mit eigenhändiger Widmung dafür hergegeben habe. Dann folgen Hühner und Blumen, Wohnungsumzüge von Ort zu Ort (eine kompliziertere Art des Fernwehs), Bücher, die so seltenen originellen Ideen moderner Autoren und einige meiner Mitmenschen. Ich verachte: Zitronen, Kunstgeschwätz, hohe Berge, Großstadtbetrieb, amüsische Menschen, das grausame Angeln und bisweilen mich selber. In letzterem Falle handelt es sich aber eher um ein echt Raabesches Mißtrauen mir gegenüber, kenne ich mich doch zu wenig, um vor mir selber und meinen Entschlüssen sicher zu sein.

Jeder Menschenkundige weiß nun, was er an mir hat, bis auf einen kleinen Rest, ein imponderables Etwas, das

unausgesprochen blieb und auch garnicht, bei keinem Menschen, gesagt werden kann und soll. Gibt es doch Dinge, die weder erfragt noch ausgesprochen werden dürfen, ohne Reiz und Schmelz ihres unwägbareren Wesens einzubüßen.

Ich bin der Aufforderung zu dieser schwierigen und notwendigerweise mangelhaften Selbstdarstellung mit jenem schlichten Respektgefühl nachgekommen, das man den gelegentlichen Fragebogen immer wieder aufs Neue entgegenbringt, die einem ins Haus flattern. Aber es tut mir wiederum auch wohl, von meiner »grauen Heimat« erzählen zu dürfen, der oft mißverstandenen, gewiß ein wenig mißratenen, weithin verbrannten und vom Kriege zerwühlten Heimat Ruhrgebiet. Komme ich auf Reisen aus friedlicheren Gefilden etwa nach Hamm, so errate ich es, und wäre ich blind und taub, am süß-satten Zechendunst, und das leichtbewegte Herz hüpfte mir vor Freude: Das alte Zuhause! Und Dortmund, meine Vaterstadt, ist nicht weit, die Welt der Kindheit und Jugend! Die Schlote grüßen, der Fabrikrauch wölkt sich mir vertraut entgegen, die graue Welt lärmt und grüßt mich mit Eisengepolter und Hallengedröhn, wie sie es eben versteht, und ich komme mir ein wenig treulos vor, weitab von ihr hinter meinen Tannen zu sitzen. Ich pflege mich dann jedesmal etwa so zu verteidigen: Gemach! Habt ihr vergessen, ihr brummenden Ventilatoren, ihr kreischenden Kohlenwagen, ihr jankenden Schachtsignale, ihr rauchnebelblauen, langen Mietskasernenstraßen, daß ich euch nie verlieren kann, weil ich ein Stück eurer selbst bin? Daß ich vier lange Jahre unter Tage den Bohrhammer führte, als Bauarbeiter in Gelsenkirchen handlangerte und dieses und jenes Buch schrieb, darin ich euch beprahlte? Freilich: die kraftstrotzende Denkmalsfigur des braven Kumpels habe ich nie geliebt, in Wort und Bild nicht, sie ist unmenschlich und darum unwahr. Hätte ich logischer zu denken ver-

mocht, wäre ich heute vielleicht ehrsamer Bergbeamter. Aber, als sich nach vier herrlichen Semestern an der Bergakademie zu Clausthal ein Assistent auf Grund meiner mathematischen Kenntnisse zartfühlend erkundigte: Wo haben Sie eigentlich das Abitur gemacht? wagte ich den Sprung in die »entgegengesetzte« Richtung und wurde Theologe. Nach acht Semestern, einige Tage vor dem Staatsexamen, habe ich mich dann gefragt: Sollte wirklich Ernst daraus werden? und ich sagte ab, packte meine Siebensachen, schrieb einen Roman, der bis heute mißverstanden wird, und bin für immer zwischen Erde und Himmel hängengeblieben, ein Neugieriger, ein allen Schicksalen zwischen Himmel und Erde zugetaner Schreiber.

Auch Münster, Westfalens Städtekleinod, geht mir nie aus dem Sinn, und als das Gedröhn seines Untergangs an einem stillen Nachmittag weit hinauf bis hierher hinter die Tannen drang, fluchte ich denen, die es sinnlos und schutzlos in den Krieg hineingezerzt hatten.

Das alles schreibt sich leichter dahin, als es sich erlebt. Ich bin von der Existenz, der bohrenden, wühlenden und unablässig eifernden Existenz des Bösen, des Dämonischen als handgreiflicher Wirklichkeit so überzeugt wie ein mittelalterlicher Mensch, glaube aber mit gleicher Hartnäckigkeit an Engel und Schicksalsfügungen und habe guten Grund dazu. Wer mehr darüber wissen möchte, lese meine Bücher, am besten die Aussagen zwischen den Zeilen. Dort steht alles, hier kann ich's nicht vortragen.

Meine fröhliche Ahnung, ein »hoffnungsloser« Romantiker zu sein, ist mir bisweilen von guten Freunden bestätigt, will sagen: vorgeworfen worden, die stirnrunzelnd meine Welt- und Lebenssicht glaubten verbessern zu müssen. Der »gesunde Menschenverstand«, diese schweinsblaserne, dickbäuchige Phrase, feierte Triumphe, doch wie hätte ich den Freunden klarmachen können, daß sie

gröblich die Begriffe verwechselten? Daß ich besser als sie weiß, wann man den Hühnern die Bruteier unterlegt, wie man Bäume fällt, Fahrräder flickt, Hypotheken aufnimmt und Pfannkuchen backt? Und daß man in ehrlicher Einfalt ans Bücherschreiben herangehen soll und keinen Grund hat, sich hinter der Schreibmaschine vor den groben und listigen Dämonen des turbulenten Welt- und Himmelsgeschehens auch nur einigermaßen sicher zu fühlen? Ins Unbehagen wirklicher Verlegenheit aber setzen mich gelegentlich die sehr gefühlvollen und garnicht so unbescheidenen Einsender ihrer Manuskripte, und mögen sie mit noch so schönen Pfirsichen und Bienenhonig umrahmt und verzuckert sein! Zum Teufel, ich habe doch auch lernen müssen, auf zwei eigenen literarischen Beinen zu stehen, habe als Student in vier Wochen einen zündenden Raketenroman schreiben müssen fürs Studiengeld und habe noch ganz andere Dinge in Sachen Dichtung gut überstanden, sogar einmal ein gut gemeintes, grelles Plakat, das vor einem Vortrag die Tür des Gastzimmers schmückte: »Achtung! Vorsicht! Nicht eintreten! Dichterlesung!«

Jede Selbstdarstellung ist Fragment, jede bezieht ihren Stoff, ihre Lichter und Schatten aus dem Ton, darin sie vorgetragen wird, und es erscheint mir schicklich, mein leichtes Segelboot der Plauderei nur mit jener Gedankenfracht zu belasten, die ihm gebührt. Ich müßte nicht Westfale sein, um nicht auch den grübelnden, hintersinnigen Ernst der Vorfahren im Blut zu spüren, jener Vorfahren, die bis zum Dreißigjährigen Krieg hinunter an der Ruhr und im Teutoburger Wald saßen, alles Bauern, Weber, Bergleute und handwerkliche Künstler, zumeist gründliche und sehr bedächtige Vorfahren, wie ich weiß. Ihnen verdanke ich es, im Sturm des Lebens nicht wie ein flatterndes Segel zu zerfetzen, sondern, still und mit Nachbedacht hinter meinen Tannen hausend, zu sinnieren, ein Freund der Einsamkeit, der aufmerksamen Beschau-

lichkeit. Ihnen verdanke ich auch meine Liebe zur »Erhabenheit der Ebene«, zu den Flüssen und Kanälen, den Moormenschen und stillen Strohdachdörfern in weiten Wäldern, vor allem dem großen, weiten Himmel über dieser manchmal so merkwürdigen Welt Niederdeutschlands.

Überlese ich nun diese kleine Selbstdarstellung, so kommen mich gelinde Bedenken an: Weshalb soll ich nicht einfach hundert und eine Frage mit Ja oder Nein beantworten, sondern wie ein verlegener, aufgescheuchter Einsiedlerkrebs über das gefährliche Glatteis meiner Erinnerungen schliddern, mir selber am meisten zum Gespött, spüre ich doch, wie gern die geliebten Bilder und Wünsche die zutiefst wahren und wesentlichen, ja, die eigentlich entscheidenden verdrängen? Jene ehrlichsten, scheuesten, zu deren Offenbarung es höchstensfalls in den selbstvergessenen Stunden des Schaffens langt? Ach, wie vielgesichtig ist doch der Mensch! Wie vielgesichtig gibt sich mir oft die Wahrheit! Nach allem scheint es so, als habe das Hölleninferno der letzten Jahre nicht auch mir Leib und Seele erschüttert, schweigen wir hier darüber! Ich meine: Wollte jeder Mensch sich vornehmen, täglich nur eine gute Tat zu tun, wie anders sähe die Welt aus!

So ernst es mir mit diesem alten Wunsch ist, möchte ich, bei Gott, nicht mit erhobenem Zeigefinger schließen. Sollte man ihn irgendwo in meinen Büchern finden, will ich mich schämen und bitte, flugs ein Fragezeichen an seine Stelle zu setzen, denn von den Ausrufungszeichen habe ich zeitlebens genug. Und was Menschen und Welt betrifft: Ist ein verwundertes Fragezeichen nicht in jedem Falle eher am Platz?

Aus »Weltreise zur Fröhlichen Morgensonne«

Der Dachfirst, darauf Nickel saß, war noch warm von der Sonne. Ein leichter Wind wehte aus der Tiefe heraus. Er roch nach Ruß und Kokereigasen, manchmal auch, wenn er spielerisch umschlug, nach süßen Roggenfeldern.

Schön war es, hier zu sitzen und die vielen Lichter am Himmel und im weiten Land zu betrachten, flimmern- de, rot und gelb flackernde Lichter, den Grubenlampen ähnlich, wenn sie durch die Strecken tanzten. Wo mochte jetzt die Fröhliche Morgensonne liegen? Wo der Schacht, in dessen Tiefen der Schimmel um diese Zeit hinter dem Gitter schlief?

Etwas wie Heimweh nach der dunklen Geborgenheit der Grubenwelt überkam ihn. Er schluckte es tapfer hinunter, indem er wieder die Sterne besah und den Mond, der so wunderbar gleichmütig unter ihnen stand. Der war so blank, daß von seinem Glanz die Erde leuchtete, die Häuser und Schornsteine, die Wege und so vielerlei, was dem kleinen Kohlengeist fremd war.

Die Zechen lagen wie große Tiere mit rotglühenden Augen weithin im Lande: Zeche Zentrum ganz in der Nähe, mürrisch und dunkel die Umrisse der Bofinatus-Schächte, nach Osten hin die glitzernde Eisenbahn, daran in sehr weiter Ferne die Sieben-Planeten-Zeche leuchtete und tief im Süden ein stiller Fluß, schwarz und schweigsam, die dunkle Ruhr.

Von einer nahen Steinalde dröhnte das Stampfen der Haspelmaschine herüber. Irgendwo sang eine Mutter ihr Kind in den Schlaf.

»Holla – la –!!« schrien die Kerle auf der Zechenhalde oft in die Nacht hinein, und wenn es der Wind nicht verwehte, war es wohl hier in der Koloniestraße zu hören. Irgendwo heulte ein Hund hinter einer verschlossenen Tür.

Hoch oben am nördlichen Horizont lag Bochum in beglänzter Feierlichkeit da.

Alles das hörte und sah Nickel, friedlich allein auf seinem Platz sitzend in dieser ersten Nacht, erfüllt von den Wundern über der Erde.

Es war aber noch jemand da, den die Nacht ins Freie gelockt hatte. Es kam überaus leise über den Dachfirst geschlichen und hatte Nickel längst erspäht, offenbar im Zweifel, ob er freßbar oder ungenießbar wäre. Es war ein schwarzes Wesen mit dottergelben Glühaugen, sprungbereit und doch wieder zögernd, denn Nickel roch nicht nach Maus, nicht nach Ratte oder Sperling, eher nach Kohlenkeller, Lampenöl und Grubenholz, so daß Vorsicht geboten zu sein schien.

»Erlauben Sie«, schnurrte das Wesen, »mit wem habe ich die Ehre? Dieses ist mein Hausdach, nebenbei bemerkt.«

Nickel hatte sich so erschrocken, daß er Hals über Kopf hintenüber fiel. Gut, daß er das Hinterleder trug, sonst hätte ihn das Kreuz noch mehr geschmerzt, mit dem er hart auf eine Ziegelkante gefallen war. Mit großen Augen blickte er nach oben, wo ein schwarzes, lang geschwänztes Wesen vor dem runden Mond stand, irgendwie kam es ihm sehr bekannt vor.

»Nickel ist mein Name«, rief er leise. »Ein Berggeist auf Wanderschaft. Wenn Sie wünschen, gehe ich sofort weg.«

»Kommen Sie nur herauf, Herr Berggeist! Bitte lassen Sie sich nicht stören! Kater Schnurr heiße ich, nebenbei bemerkt.«

Langsam glitt Nickel, Vorsicht bewahrend, auf den First zurück.

»Vor langen Jahren gab es viele Ihrer Familie unter Tage. Aber seitdem dort kaum noch Pferde gehalten werden, gibt es auch weniger Ratten und Mäuse, Herr Kater Schnurr.«

»Aha! Wiederum sehr interessant! Die Nacht verspricht kurzweilig zu werden. Aber, bitte Herr Berggeist, zittern Sie nicht so. Sie haben von mir nicht das geringste zu befürchten.«

»Sagen Sie ruhig ›Du‹ zu mir!«

»Oh, nein! Man muß in allen Lebenslagen auf gute Form sehen, bitte, Herr Berggeist! Danke für das Vertrauen! Nebenbei bemerkt! – Moment mal –!«

Husch! war er fort. Nickel sah nicht, wo er geblieben war. Irgendwohin, in Richtung der Dachrinne war er verschwunden.

Wie weltgewandt war doch dieser Kater! Wie schön war er in seinem glänzenden, schwarzen Knisterfell und wie hatten seine Augen herrisch und doch freundlich gefunkelt!

Schon war er wieder da, jetzt von der anderen Seite her den First anspringend, wo er nach einer Verbeugung Platz nahm und eine Weile leise vor sich hinschnurrte.

Nickel hätte es für taktlos gehalten, ihn jetzt zu stören. Er blickte ihn nur an und versuchte, ebenfalls zu schnurren, worauf ihn der Kater bat, das zu unterlassen. Berggeistern stünde so etwas nicht zu, und im übrigen sei er selber darin noch nicht ganz Herr und Meister. Aber, was er hier wolle?

»Nichts«, antwortete Nickel bescheiden. »Nur aus Neugier bin ich unterwegs, Herr Kater Schnurr. Ich habe kein bestimmtes Ziel.«

»Wie ist denn so etwas möglich? Sie müssen doch einen Auftrag haben? Einen Zweck verfolgen? Man läuft doch nicht so einfach ohne bestimmte Absichten in der Welt umher?«

»Doch! Ganz ohne Absichten. Nur aus Neugier.«

»Undenkbar! Immerhin: Hochinteressant! Danke für die Auskunft! Haben Sie sich wenigstens unsere Gegend ein wenig angeschaut?«

»Ich war gerade damit beschäftigt.«

»Ich darf Sie Ihnen erklären? Also das ist Westfalen, genauer gesagt, natürlich nur ein Teil davon.«

»Dann ist der Silberstreifen dort vielleicht die Ruhr?«

»Aber gewiß!« bestätigte erstaunt der Kater. »Woher wissen Sie das? Wäre es nicht die Ruhr, sondern etwa die Weser, dann hieße dieses Land eben nicht Ruhrland, sondern –?«

»Holland!«

»Heiliger Gott! Wollen Sie mich zum Narren halten? Holland ist ein Land, wie Sie wissen dürften. Holland heißt aber auch eine Zeche, gar nicht weit von hier, wie Ihnen zweifellos bekannt ist, Sie –!«

Der Kater hatte sich erhoben und funkelte Nickel erbost an.

»Wie einer fragt, bekommt er die Antwort, Herr Kater Schnurr.«

»Ach, so! Ganz recht! Es war ein Wortscherz von mir, eine Klugheitsprobe. Sie sind erstaunlich begabt, als Landfremder sozusagen. Erstaunlich! Bitte das einmal ganz offen aussprechen zu dürfen.«

Vielleicht führt er etwas im Schilde? dachte Nickel. Aber er soll sich vorsehen!

»Ich bin kein Landfremder, Herr Kater Schnurr. Unser Geschlecht ist Jahrhunderte alt, und die Bergleute kennen uns, wenngleich wir uns fast nie sehen lassen. Ursprünglich stammen wir aus Schlesien und dem Erzgebirge.«

»Gestatten Sie: Mein Geschlecht stammt aus Persien. Jawohl!«

»Weshalb sagen Sie: Jawohl!? Ich habe es nicht bezweifelt.«

»Nicht wahr, Sie glauben mir?«

»Hätten Sie es nicht gesagt, würde ich es vermutet haben. Sie sehen so fremdländisch aus.«

»Danke!«

»Darf ich etwas fragen?«

»Nur Frage und Gegenfrage verleihen einem Gespräch seine Eleganz. Also selbstverständlich!«

»Haben Sie nicht heute abend fürchterliche Schläge bekommen? Im Garten? Wegen der Wäsche?«

»Ich? Sie belieben zu scherzen: Es handelte sich um meinen jüngeren Zwillingsbruder Konrad. Ich war es nicht.« Nickel dachte: Lügen kann er! Er war es, und ich glaube ihm kein Wort.

»Sonst würde Ihnen – es waren entsetzliche Schläge – ja auch noch das Kreuz weh tun, nicht wahr?«

»Sehen Sie! Mir ist nie so wohl zumute gewesen wie heute. Mein Zwillingsbruder ist entschieden dümmer und weltunerfahrener als ich. Mir könnte so etwas selbstverständlich nicht widerfahren.« Kater Schnurr erhob sich. Mit würdevollem Stelzschrift wandelte er sammetweich über den Dachfirst, buckelte wundervoll, wedelte mit dem steil erhobenen Schwanz und begann, einen schauerlichen Schrei- und Fauchgesang anzustimmen. Es schien, als blende ihn das Mondlicht, denn er hielt die dottergelben Augen geschlossen, während ihm der weit ausstrahlende, helle, persiani-sche Schnurrbart zitterte.

Lange hörte Nickel zu, aus Höflichkeit.

Je länger aber Kater Schnurrs Gesang andauerte, und je wunderlicher seine unablässigen Verrenkungen und Verbeugungen wurden, umso stärker kam ihm der Gedanke, dem Kater müsse nicht wohl sein, war doch die Quälerei kaum anzuhören.

»Darf ich Ihnen helfen in Ihrer Not?« näherte er sich ihm.

Da schlug der Kater zischend mit scharfer Pfote nach ihm: »Not? Sie Dreckgeist! Wie kommen Sie dazu, meinen Gesang zu stören?«

Nickels Augen funkelten. Er beherrschte sich: »Bitte um Verzeihung! Ich bin leider vollkommen unmusikalisch. Singen Sie ruhig weiter!«

»Die Stimmung ist hin! Wenden wir uns anderen Dingen zu! Es ist ja stets dasselbe: Die Erde reißt den Künstler immer wieder zu sich herab.«

»Ich bitte tausendmal um Vergebung, Herr Kater Schnurr!«

»Na, schön! Haben Sie zufällig eine Maus gesehen?«

»Bedaure!«

»Eine Ratte?«

»Leider auch nicht.«

»Zu was krabbeln Sie denn eigentlich hier umher? Selber sind Sie ungenießbar, mein Gott, wie enttäuscht mich diese Begegnung mit Ihnen!«

»Sind Sie etwa genießbar, Herr Kater Schnurr? «

»Bisweilen! Leider! Wovon, erlauben Sie diese Frage, ernährt sich so etwas wie Sie unter Tage?«

»Darüber zu sprechen, ist uns streng verboten.«

»Sie stehlen wohl den Bergleuten die Butterbrote, wie?«

Warte! dachte Nickel, das sollst du mir büßen! Aber er tat gelangweilt: »Da wir gerade davon sprechen: Ich wüßte wohl etwas Gutes für Sie, Herr Kater Schnurr.«

Der Kater glitt näher heran. Seine goldgelben Augen wurden groß: »Bitte, wie meinten Sie?«

»Würde Ihnen ein Gericht junger Spatzen zusagen? Es sind sieben nackte Junge, wundervolle Spätlinge in diesem Jahr. Das Schnäbelchen ist butterweich, wie ich feststellen konnte.«

Wenn er nun ein wahrer Künstler ist, dachte Nickel, wird ihm die Mondnacht andere Gedanken als die Eier nach jungen Spatzen eingeben, aber weit gefehlt!

»Ich beschwöre Sie, Berggeist Nickel, ich befehle Ihnen geradezu: Verschaffen Sie mir die Jungbrut! Sofort!«

Da klirrte und donnerte ein Zug nahe am Hause vorbei. Der weiße Qualm der Lokomotive hüllte das ganze Dach ein. Sie mußten eine Weile warten, bis sich Lärm und Rauch verzogen hatten, da aber hockte der Kater ganz dicht vor seinem Gegenüber: »In der Not fresse ich alles. Sie haben mich verstanden? Ich bedaure, diese

Bemerkung nebenbei machen zu müssen, aber ich betone nochmals: Ich fresse alles! Und falsche Versprechungen machen mich rasend.«

Nickel saß da und guckte ihn an, als ob er sagen wollte: Verstanden habe ich dich ganz genau! Geduld! Rasend sollst du noch werden! und sein kleines, schwarzes Kohlen Gesicht sah sehr freundlich, ja beinahe gelangweilt aus vor lauter Höflichkeit: »Gestatten Sie, daß ich die Führung übernehme?«

»Ich bitte darum!«

Der Kater schnurrte. Es klang wie eine Säge im trockenen Holz.

»Wollen Sie die Freundlichkeit haben, Ihr an sich sehr kunstvolles Schnurren einzustellen?«

»Stört es?«

»Gewaltig!«

»Ach, diese Erregung!«

»Ich schnurre ja auch nicht.«

»Sie haben eben kein Temperament.«

Von nun an verhielt sich der Kater vollkommen still.

Aus »Johannisfest auf Siebenplaneten«

In einem verlassenem Garten stand ein einsamer Stiefel. Geschossener Salat und üppige Taubnesseln hatten ihn umwuchert. Schon lange mußte er dort gestanden haben, aber seine beiden Zugschleifen ragten immer noch steil empor. Wind, Sonne und Regen hatten sie verhärtet.

Nicht weit von ihm lag auf einem Grasweg eine Gießkanne, halb verrostet.

In diesem Garten wuchs alles, wie es wollte. Er lag mit seinen Pflaumenbäumen, der verwachsenen Ziegenweide und der Laube außerhalb der Zechenkolonie im freien Felde und gehörte dem Bergmann Jans Kampschulte. Der war ausgewandert, nach Amerika oder nach Australien, vielleicht auch anderswohin. Möglich aber war es auch, daß er gestorben war, sonst hätte er sich bestimmt um seinen Garten gekümmert. Er war ein ordentlicher Mensch gewesen, dem das Jauchefäßchen und die fetten Zwiebeln immer sehr am Herzen gelegen hatten. Manchmal hatte er mit glühender Pfeife sogar zur Nachtzeit hier im Garten gesessen, auf der Bank an der Laube, aber das war lange her, und was er da getrieben und gedacht hatte, war längst vergessen und in alle Winde verweht.

So lag auch in dieser Sommernacht der verwilderte Garten still da, in einer Nacht, wie es solche nur eine Handvoll im ganzen Jahr gibt. Die roten Geranien blühten im Dunkeln. Tief unten am schwarzen Zechenbach sang die Nachtigall im Weißdornstrauch.

Nun mag aber die Welt noch so tief in den Wundern der Stille träumen, ein Spatz sitzt immer irgendwo darin. Auch hier. Wie es manchen Vögeln, zumal den fettleibigen, widerfährt, fiel plötzlich einer aus festem Schlaf heraus vom Sitz und platschte auf dem Boden auf. Die grauen Ortolane und die bunten Hausrotschwänzchen

nehmen so etwas gelassen hin, ja sie schämen sich sogar, er aber nicht. Er blieb sitzen, wo er saß, schimpfte und krakeelte, vergrub sich in ein sprudelndes Staubbad, plusterte sich und sprang schließlich auf das Wrack der verrosteten Gießkanne. Da er nun ganz erwacht war und sich im ungewohnten Halbdunkel nicht zurecht fand, tat er das seiner Meinung nach einzig Richtige: Er begann von neuem zu schimpfen! Nicht ohne Erfolg: Es hallte hohl und hell aus der Gießkanne zurück, ein prächtiger Widerhall. Ja, der gefiel ihm! Zwar guckte er mit zur Seite geneigtem Kopf zwischendurch einmal hinein, ob sich etwa seinesgleichen darin befände; aber nein, es war wirklich nur der Widerhall, der seiner Stimme die unverhoffte, klangvolle Stärke verlieh.

Die plumpe Kröte Amanda im Innern fraß mit vor Wonne geschlossenen Augen still an ihrer Nachtschnecke.

Er beschloß, sie erst später dabei zu stören. Übrigens hieß er Heinrich. Der Name ist zwar abgegriffen wie ein Pfennigstück auf der Kirmes, aber es läßt sich nicht leugnen: er ist kurz, sachlich und klar, also schätzenswert. Früher hatte er unter anderem Job und Killy geheißt. Nach dem Tode seiner letzten Frau hatte er sich diesen zugelegt.

Schon damals hatte er den schluchzenden Nachtigallengesang nicht gemocht, dieses endlose, qualvolle Wühlen in seligen Nachtgefühlen, und so etwas kann einem ja auch zuwider werden, wenn man Heinrich heißt und ein Spatz ist.

An Fressen war bei dieser Beleuchtung nicht zu denken. Die Kollegen saßen fest im Efeu und schliefen. Sein Zorn war verrauchte, also beschloß er, weiterzuschlafen, schon, um die alberne Nachtigall nicht länger anhören zu müssen. Schon rutschte er auf der Gießkannenröhre hin und her, wölbte die Brust mit der schwarzen Binde vor und steckte den Kopf unter den Flügel, als er plötz-

lich auffuhr und in den hohlen Bauch der Kanne hineinschrie: »Friß gefälligst leiser da unten, Amanda!«

Die Kröte hielt mit Kauen ein, brummte: »Papperlapapp!« und gab sich, genießerisch schnaufend, wieder ihrer Beschäftigung hin. Das nützliche Tier war aber auch wirklich schuldlos, und es fraß auch nur ganz leise, und in Wirklichkeit war das merkwürdige Geräusch nicht von ihr, sondern vom Stiefel her gekommen.

Spatzen-Heinrich wurde es plötzlich gewahr. Er machte sich schlank und blickte aufmerksam hinüber: Auf dem Rande hockten Wesen, wie er sie noch nie gesehen hatte! Sie hielten sich an den steifen Zugschleifen fest und trommelten mit den Stiefeln am harten Schaftleder. Einer von ihnen saß ernst und würdig in der Mitte. Er hob sich durch seine runde, rote Nase von den beiden andern ab, alle aber trugen prächtige, weiße Bärte und glichen einander sehr.

Nun war Spatzen-Heinrich als Revierspatz zwar im Umgang mit Menschen erfahren. Der Tod mehrerer Frauen hatte ihn gelehrt, was Menschen vermögen. Aber, daß sie sich auch so klein machen konnten, um zu dreien auf einem Stiefelrand zu sitzen, das war schlechterdings noch nicht dagewesen. Ihre verwitterten Gesichter und die großen Augen unter buschigen, weißen Augenbrauen, dazu eine gewisse Würde in ihrer Haltung gaben ihnen etwas Greisenhaftes. Sie flüsterten lebhaft miteinander und hopsten und rutschten auf dem Stiefelrand beweglich hin und her.

Mit gehörigem Anstand wagte er eine Anrede, bereit, im Falle einer Gefahr im nächsten Augenblick davonzuschurren: »Kann ich etwa behilflich sein?«

Aus »Des Herzogs Kornett«

Der alte Garten hinter dem Hause der Mundelohs war ein Paradies. Wie überhaupt die ganze stille Landschaft in erhabener Weite das kleine Dorf umschloß, selber ein Garten mit alten Bäumen, versteckten Wiesen und von Wildwuchs überwucherten Hohlwegen darin.

Wenn auch der helle Nachmittag heute vor lauter Licht blendete, so konnte Marinella doch durch die Pappeln hindurch auf der geringen Anhöhe des Wiesenlandes den Vater erkennen. Er ging dort umher, ganz klein, als wäre er nicht der Bäckerwirt Mundeloh, sondern ein unscheinbares Feldmännchen, das anderen Anweisungen gab. Die Ferne stand über ihnen mit dem blauen Wald und dem Buchweizenacker in der Sonne.

Sie arbeitete barfuß im Garten. Ihr weißes Mieder und der blaue Rock leuchteten wie große Blüten im Grün der Bäume und Gräser.

Unter den Bäumen kroch gebückt die alte Fine dahin. Man wußte bei ihr niemals, was sie eigentlich tat, so schlurfte sie, sich bückend und sich wendend, mal hierhin, mal dorthin.

Einmal klebte sie wie ein verwachsener Alraun am Boden, ein anderes Mal werkte sie unter Selbstgesprächen unsichtbar zwischen Sträuchern, immerhin schaffte sie unglaublich viel, war aber niemals zufrieden. Es konnte auch vorkommen, daß sie trübe Tage und besonders viel mit sich zu schaffen hatte. Dann knirschte öfter der Stopfen einer Flasche hinter einem Busch, und am Ende war sie ziemlich betrunken. So etwas gab sich dann immer wieder von selbst.

Marinella hätte am liebsten getanzt. Vor sich hinrällern, das durfte sie wohl, da ihr die Musik nicht aus dem Sinn wollte, dieses herrliche Liebeslied, das sie gestern abend gesungen hatte. Aber sie mußte aufpassen, die langweiligen Erbsen in die säuberlich aufgeworfenen Rillen zu

bekommen. Die Alte, dieser Gartengeist, kroch hinter ihr her und wölbte kleine Hügel mit höckerigen Wurzelfingern, und ein Tropfen hing ihr dabei an der Nasenspitze.

»Warst du schon einmal verliebt, Fine?« Darauf blieb die Antwort aus.

Nach einer Weile: »Fine, weißt du, was Liebe ist?«

Sie hob den Kopf und sah Marinella an. Für einen Augenblick wühlten ihre Hände nicht in der sonnenwarmen Erde. Dann sagte sie einfach: »Nein!« und schaufelte weiter.

»Aber du hast doch einen Mann gehabt?«

»Gewiß habe ich einen Mann gehabt.«

»Und sechs Kinder?«

»Ach, ja – die Kinder!«

»Und du hast keine Liebe erlebt im Leben?«

Wieder blieb die Antwort aus. Die Erbsen wurden gelegt, nun mußte das kleine Bohnenstück gegraben werden. Marinella wog die blanke Schippe in der Hand, stellte sie zurück und nahm die schwerere. Die Alte knurrte und mußte es sich eben gefallen lassen, tat aber jeden Schippenstich schneller als Marinella, und darüber wurden sie warm in der Sonne.

»Was weißt du schon von Liebe?« brummte sie plötzlich. Dabei wischte sie mit dem Zipfel des Kopftuches über ihre Stirn: »Du junges Ding!«

Marinella lachte: »Muß man erst alt werden, um davon zu wissen?«

»Gewiß! Und was es damit auf sich hat, das weiß man dann immer noch nicht. Alles sieht anders aus, wächst ein Mensch in die Jahre hinein.«

»Willst du wissen, wie ich mir die Liebe denke?«

»Nun, das möchte man wohl wissen.«

Marinella nahm die Hände voll warmer, weicher Erde und rieb der Alten, die neben ihr kniete, plötzlich damit durchs Runzelgesicht, rechts und links: »Du! Du – mein Liebes!«

Der Alten verschlug es den Atem. Sie prustete und spuckte Erde. Marinella lachte, daß es weithin durch Garten und Felder schallte.

»Nicht böse sein, Fine!«

»Ah, bah –! Böse sein...! Wie sieht man aber aus –?!«
Sie schnaufte und schneuzte sich. War es eine Träne oder ein Nasentropfen, daß sie sich mit dem Tuch durchs Gesicht rieb? Böse war sie nicht. Sie nahm ihre Schippe wieder auf, denn Marinella war ihr schon voraus. Als sie beinahe mit dem Stück fertig waren, sah sie wieder auf: »Wenn es so ist, dann spielt sie noch.«

»Wer, Fine?«

»Die Liebe.«

»Und später?«

»Muß sie beweint und begraben werden.«

»Und dann?«

»Und dann nichts mehr.«

»Pah! Wenn alle so denken wollten –!«

»Erlebe es selbst, daß sie nicht taugen, die Mannsbilder! Erlebe es nur, wie es einem mit ihnen ergeht! O, du mein Herrgott, sie sind allesamt Verführer!«

Zur Verführung lockte Fine nun gerade nicht wie sie, dürr und wunderlich mit Erde beschmiert, spitznasig dastand, immerhin mußte es einmal so gewesen sein, denn sie hatte doch sechs Kinder gehabt.

»Aber die Kinder, Fine?«

»Was hat es mit Liebe zu tun, daß sie da sind? Das ist die Natur, die will es so. Von Liebe hat noch kein Mensch zu mir etwas gesagt.«

»Die Kinder auch nicht?«

»Wenn sie unsereinen brauchten und Leid und Weh hatten. Und dann sind sie mir verführt worden, die armen, und sind weggeblieben und haben mich vergessen. Nachts, wenn ich träume, kommen sie noch oft zu mir, aber dann sind sie alle noch klein wie in früheren Zeiten.«

Damit wischte sie die Schippe ab und trat über die

Buchsbaumranken zurück auf den Weg. Sie wollte nicht weiter davon sprechen und machte sich am Pfingstrosenbusch zu schaffen, nörgelnd, daß er nicht wachsen wolle und zu spät in die Blüte käme.

Arme Fine! dachte Marinella. So muß sich ihr altes Herz nun helfen.

Ein leichter Wind warf einen Blütenschauer über den Garten. Im Birnbaum schrie ein Buchfink. Ein Hahn kam würdevoll mit baumelnden Bartläppchen über das Erbsenstück, da war Marinella hinter ihm her und schwenkte die Schippe wie ein großes Schwert, so daß er schimpfend davonflog. Lachend sprang sie mit nackten Füßen über die Wege und Stücke zur Alten hin, die unter den Apfelbäumen das überjährige Gras zusammenharkte und in einen Korb warf.

Die kurze Sommernacht war rasch vorübergegangen. Unter den aus der Grafschaft Bentheim kommenden Dragonern war vor Tagesanbruch das Gerücht aufgekomen: Bei Stadtlohn stünde eine Hauptmacht bereits in Vorgefechten mit den Tillyschen und Anholtschen Truppen. Das Gerücht wurde aufgefangen, während sie durch die münsterländischen Hohlwege ritten. Es wurde weitergegeben und im Weitergeben vervielfachte es sich. Wie alle Gerüchte wurde es aber auch zerfetzt und verwandelte sich in den Gesprächen zu immer neuen Bildern, die schließlich keiner mehr zu deuten vermochte bis auf Eisenhut, der gelassen seine dunkle Ahnung vor sich hinbrummte: »Und so ihr diese Zeichen sehet, so wisset – das Ende ist nahe!«

»Welche Zeichen, Eisenhut?« fragte Marinella.

»Du wirst sie sehen, Kind.«

»Werden wir geschlagen werden?«

»Wie die jungen Hunde.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich weiß es. Woher, das kann ich dir nicht sagen. Dazu müßtest du länger unter den Waffen getanden haben. Ich spüre es.«

»Der Tilly und sein Graf Anholt sollen doppelt so stark als wir sein?«

»Das hinwiederum wäre kein Grund. Aber so etwas liegt in der Luft. Vielleicht riechst du es?«

»Ich rieche nichts.«

Und nach einigem Nachdenken fügte er hinzu: »Laß nur! So etwas reden wir alten Kriegsknechte gern daher, damit uns der Sieg nachher umso größere Freude macht.« Marinella lachte. Dieser Weisheit merkte man an, daß sie aus Eisenhuts Küche kam, aber sie glaubte ihr nicht. Die Schwadronen fielen über ein kleines, in Sand und Sumpf verwehtes Dorf her. Durch die offene Tür sah man in der grauen, ärmlichen Kirche noch die Lichter brennen, seltsame, in sich selber zuckende Flämmchen vor dem ersten Licht des Tages.

Die Bauern waren in ihre Häuser oder in die Sumpfwälder geflüchtet. Von Stadtlohn her waren streunende Zigeuner über der Heide ins Dorf eingedrungen, die gerade damit beginnen wollten, hier auf ihre Art nach dem Rechten zu sehen. Das Luderhuhn nahm ein paar Mann und schlug sie vor dem Dorf, daß sie das Weiterziehen auf ewig vergaßen. »Dieses Raubgesindel!« schimpfte es. »Die seltsamsten Hähne krähen in diesen Zeiten auf unserm deutschen Mist! Raus mit ihnen!«

Und damit schritt es weit ausholend in die Kirche und kam laut schimpfend wieder heraus; denn das, was es gesucht hatte, war längst von Spanischen und Niederländischen an den Mann gebracht worden. Nur ein verlassener Sarg stand dort, überhuscht von den tanzenden Lichtern, als wäre er lebendig. Eine Totenfeier hatte stattgefunden, ehe sie kamen. Aber das kümmerte das Luderhuhn wenig. Nur eine von den Blumen, die auf

dem Sarge lagen, nahm es im Vorbeigehen und steckte sie an die Brust; eine runde, gelbe, bäuerliche Ringelblume, wie sie überall hier an den geflochtenen Zäunen und Hecken herumstanden und noch im Dunkeln leuchteten.

Die Pferde wurden getränkt. Mit den struppigen Zigeunerpferden wußte man nichts Rechtes anzufangen. Sie fraßen sich dicke Bäuche und drängten sich schließlich zu den anderen, die Häse nach den Wassereimern reckend, aber auch dort wurden sie fortgejagt. Die mochte der Troß sich holen für seine Brotwagen!

»Das Luderhuhn hätte die Totenblume nicht nehmen sollen« raunte Valerian, und sah Marinella bedeutungsvoll an. Sie saßen auf dem kleinen Friedhof mit dem Rücken gegen die verfallene Mauer zwischen den Bäumen und Kreuzen und Totenhügeln.

»Unser Leben hängt doch nicht an solch einer Ringelblume«, antwortete Marinella. »Der da tot liegt, den stört es nicht.«

»Wie kannst du nur so sprechen? ›Ringelblumen bringen kein Glück!«, sagte meine Mutter häufig. Und so ist es auch. Das Luderhuhn weiß es nicht.«

Glück –! – Was ist schon Glück, Valerian –? Er seufzte. Marinella in die Arme nehmen zu dürfen, das wäre mehr als Glück. Das durfte nur Eisenhut, und wenn er es tat, lachte sie jedesmal und spielte mit ihm, dem knorrigen Rosteisen. Aber, daß sie überhaupt wieder lachte, das war schon viel. Eine große, gute Zufriedenheit war es gewesen, daß sie sich gefunden hatte, daß ihr dieser verdammte Junker endlich aus dem Sinn gekommen war, weil sie kein Wort mehr von ihm sprach.

»Valerian! Jetzt gehe ich und hole mir auch eine Blume.«

»Das tust du nicht!«

Sie war schon aufgesprungen, und er lief ihr nach und hielt sie zurück: »Dein Glück, Marinella! Bedenke doch

–«

»Mein Glück –?« fragte sie und sah ihn an, daß er ratlos die Arme sinken ließ und zusehen mußte, wie sie hinging, eine Blume wählte und an ihre Brust heftete. Er war entsetzt. Mit großen Augen starrte er ihr entgegen, als sie zurückkam, hilflos vor Scham und Schreck, daß er das hatte dulden müssen.

»Fürchtest du um mein Glück?« fragte sie lächelnd und sah ihn an, daß er sich umkehren mußte und plötzlich davonlief. Jetzt rennt er zum Eisenhut und klagt es ihm! lächelte sie, und Eisenhut sieht das Ende nun wirklich nahe. Wie die Rinder sind sie. Jeder auf seine Weise. Langsam schritt sie an den Grabhügeln vorbei. Hier und dort buchstabierte sie einen Namen auf einem Holzkreuz, sich bückend und das Geschriebene leise vor sich hin sprechend. Das Herz war ihr schwer auf eine holde und schmerzvolle Art. Dunkel und voll schlug es in ihrer Brust, überfüllt mit Liebe und zugleich ganz erfüllt von Ratlosigkeit und Trauer. Es sang wieder, aber es war ein anderes, ein tieferes Lied als vordem; eine verlorene Weise von Heimweh und Unrast, von Sommerszeit und verlorener Jugend, und sie mußte es immer noch trösten und seine Wildheit beschwichtigen nach der Mundelohs Art.

Die Dragoner lärmten im Dorf. Aus den in langen Streifen sich hinziehenden Nebeln leuchteten die weißen Wände der Häuser im blassen Licht. In den Hecken und unter den Bäumen und Hausgiebeln hockten noch die schwarzen Schatten der Nacht. Zwischen den starren Holzkreuzen weidete ein vergessenes Zigeunerpferd.

Marinella lehnte an einer Birke. Und die Toten stiegen aus ihren Gräbern und saßen in grauen, vom Moder zerfressenen Gewändern da, das Gesicht ihr zugewandt. Sie saßen auf den Hügeln und starrten die Ringelbume an, die sie auf der Brust trug.

Die Knechtmaiersche sagte: Ich bin jung an der Pest gestorben!

Die Brinkhoffs Mutter sagte: Mich hat der Tod im Kindbett geholt. Ich war zu jung!

Die Hattlagen-Großmutter flüsterte: Und ich mußte von Fremdländischen erschlagen werden! Viel zu jung! Und es kamen noch viele hinzu, und alle waren sie vor der Zeit hierhergekommen, zusammengebrochen, erschlagen, erwürgt und weggerafft und hatten nun ihren Frieden, aber an der Liebe war noch keiner gestorben.

»Ihr könnt euch nicht mehr entsinnen, was Liebe ist«, flüsterte Marinella. »Alle habt ihr geliebt. Ihr habt es nur vergessen.«

»Das könnte möglich sein« – antwortete eine Stimme – »wenn du tot bist, wirst du es auch vergessen haben, Marinella Mundeloh«.

»Ich habe es jetzt bereits vergessen.«

Da ging ein Raunen und Flüstern durch die zwielichternde Dunkelheit, ein geheimer Spott, weil sich ein lebendiger Mensch in ihre stille Gemeinschaft drängen wollte. »Sie lügt, also lebt sie!« rief ein Schatten warnend, und wie sie gekommen waren, verschwanden sie wieder, verwehten und waren nicht mehr da, und der Lärm drang neuerlich vom Dorf herüber; alles war wie vordem.

»Ach, ihr dummen Nebelbilder!« seufzte Marinella und ging zur Mauer, um zu sehen, ob Eisenhut und Valerian noch nicht kämen. Sie fror und zitterte. In banger Erwartung des kommenden Tages sehnte sie sich nach der Nähe der Männer. Sie fürchtete sich. Das Herz war ihr wie abgeschnürt, wenn sie an die herannahende Schlacht dachte, an das jämmerliche Gebrüll der Pferde, der Sterbenden und Verwundeten, an die Roheit und lärmvolle, blutige Grausamkeit der Männer, die in diesen Stunden schrecklich verwandelt waren, als wäre alles Menschliche von ihnen abgefallen. Aber die Freunde kamen noch nicht. Sie hatten noch im Dorf zu tun, und es war tröstlich, wenigstens ihr Lärmen und Fluchen von weither zu

hören, das dumpfe, rumorende Poltern in Häusern und Ställen, das Schreien der Gänse und wütende Geklaff der Hunde, und zwischendurch ein Handlicht flackern zu sehen, wo die Wache bei den Pferden auf- und abging. Das alles kam vom Lebendigen her und kümmerte sich nicht um die Todesschatten. Die Kameraden waren es, ihr wüstes, unbekümmertes Leben, das nichts galt vor der nächsten Stunde, die es auslöschen konnte wie eine Hand ein Kerzenlicht.

Zuerst kam Eisenhut. Sie erkannte ihn schon von weitem an seiner unförmigen Gestalt. Er kletterte über die Mauer und begann schnaufend, Würste in einen ledernen Sack zu stecken. Er lag auf den Knien im Grase. Die Würste hatte er der Reihe nach auf einen Grabhügel vor sich gelegt, wo er sie eine nach der andern mit zärtlichem Bedacht herunternahm, um sie kunstgerecht zu verpacken.

»Deinen Anteil habe ich gleich mitgebracht«, sagte er. »Wenn du Hunger hast, melde dich. Willst du gleich eine? Westfälische Hartwurst, in Wacholder geräuchert, ausgezeichnet –!« Er hielt sie hoch, aber da Marinella verneinte, legte er sie kopfschüttelnd zu den anderen.

»Hast wohl trübe Gedanken, daß du so allein zwischen dem Totengerümpel hier herumhockst? Mußt nicht grübeln! Grübeln macht alt, daß du es nur weißt.«

»Ich habe an dich gedacht, Eisenhut, und ob du wohl bald kämst. Ich wollte dich etwas fragen.«

Er sah sie an, von unten herauf, wie ein Waldgeist anzusehen, und wartete.

»Hast du auch schon bedacht, Eisenhut, daß er uns schon morgen begegnen könnte?«

»Wer? Der Junker? Schon wieder mal?« Der Alte riß ein Büschel Gras aus und fegte sich damit durchs Gesicht. Die Räucherammern der Bauern waren staubig gewesen.

»Was würdest du an meiner Stelle tun, Eisenhut?«

»Ich wüßte, was ich täte. Da du aber weiblich bist, kann ich mich nicht recht in dein Herz hineindenken. Vielleicht wäre es gut, man einigte sich und ginge gemeinschaftlich nach Hause. Aber –« er kam näher und legte seine Hand auf ihre Schulter – »– in so etwas weiß ich keinen Bescheid.«

»Trage ich nicht genau so Schuld wie er?«

»Schuld? Wer redet hier von Schuld? Wie macht ihr jungen Leute es euch doch schwer!«

Ärgerlich zerrte er am nassen Gras herum. Zog die Schnur am Ledersack zu und schüttelte den Kopf. Plötzlich stutzte er. Er sah die Ringelblume an ihrer Brust, wie sie zärtlich leuchtete, kaum, daß der flüchtige Goldschimmer die trübe Dunkelheit des Tages durchdrang. Da erhob er sich und ging schweren Schrittes zur Seite. Andere Dragoner kamen im Hohlweg heran, und er tat, als rief er ihnen etwas zu, aber das war ganz gleichgültig; in Wirklichkeit mußte er nur zu sich kommen und ein fluchendes Stoßgebet in den Himmel schicken – der verfluchten Ringelblume wegen. Aber es war zu spät. Sie trug sie ja, ahnungslos und gelassen; es war ein schwerer Schlag für Vater Eisenhut. Er wühlte bei den dunklen Grabsträuchern umher, riß Wacholder und Heidekraut aus dem Boden und zertrampelte es, während die Kameraden über die Mauer sprangen und mit ihren Stimmen sein Würgen und Schnaufen überlärmten. Dann war es bei den Sträuchern eine Zeitlang still. Nur Marinella merkte es. Sie ahnte den verzweifelten Kampf, den der Alte mit sich austrug, seine grimmige Not, und wollte schon zu ihm gehen. Da kam er ihr bereits entgegen und trug nun auch eine Ringelblume. Sie flog ihm an die Brust, mit einem Sprung über den dicken Hellweg hinweg, und küßte ihn: »Ach, der dumme Aberglaube! Treuer, lieber, alter Eisenhut –!« Die andern lachten. So gefiel ihnen Marinella. So hatte man sie lange nicht gesehen.

»Es ist nur darum, weil es sich nun so gehört«, brummte er leise, nahm sie um die Hüfte und führte sie in den Kreis zurück.

Die Reisigfeuer wurden angezündet. Das Luderhuhn ließ die Bänke aus der Kirche holen und sie im Kreise aufstellen. Sträucher und Zaunstecken türmten sich zu hohen Haufen, die züngelnden, kleinen Feuerschlangen fraßen sich an ihnen herauf. Je mächtiger sie wuchsen, umso mehr ließ der beißende Rauch vom Grünholz nach und gab dem blanken Feuer Raum, das immer heller erstrahlte und seinen Schein über Menschen und Grabhügel warf. »Eisenhut, was machen sie da?«

»Du wirst es sehen, Kind. Wir sind nicht vom gemeinen Haufen, wie die Tillyschen Schnappsäcke, die Marodeure, die Lumpen. Reiter sind wir. Es ist ein alter Brauch bei uns im Regiment.«

Verhaltener Stolz schwang in seiner rostigen Stimme. Marinella sah von einem zum andern, und was sie nicht gemerkt hatte während des Durcheinanderlaufens und Sprechens, sah sie jetzt, als alle im Kreise standen: Jeder trug eine Ringelblume wie sie an der Brust!

Es war kein Wort darüber gefallen. Ein stilles Einvernehmen hatte jeden hingehen lassen, um dieses Zeichen todbereiter Treue zu finden. Auch Leutnant Degenbusch war hinzugekommen und trug es wie einen goldenen Stern auf dunklem Harnisch. Und sogar das Luderhuhn glich sich selber nicht mehr, wie es ernst ins Feuer starrte, sondern sah einem streitbaren Erzengel ähnlich, wie sie vielleicht dem Herrgott bei der Weltgründung geholfen hatten.

Begründung für die Auszeichnung Walter Vollmers mit dem Annette-von-Droste-Hülshoff-Literaturpreis

Mit der Verleihung des Preises an Walter Vollmer spricht Westfalen seine Anerkennung und seinen Dank aus für ein vielfältiges dichterisches Bemühen um das westfälische Volkstum im Ruhrgebiet. Seine Romane und Erzählungen finden auch noch in der Industriewelt, in den Vorstädten und Fabriken das Menschliche der Kameradschaft, das Poetische der Arbeitswelt und die Versöhnung von Mensch und Maschine. Dadurch hat er vielen Menschen zum Bewußtsein gebracht, daß das Ruhrgebiet nicht nur Arbeitsplatz, sondern auch Heimat sein kann.

Der Sängerkrieg auf dem schmalen Berge

Daß Dichter, Künstler und auch die gelehrten Herren aller Fakultäten miteinander streiten, gehört zu ihrem Metier. Gäbe es keine anderen Auseinandersetzungen in der Welt als nur diese, wie unvorstellbar schön wäre das Leben! Und so soll jene denkwürdige Tagung, die vor einigen Jahren am Herdfeuer schöner Gastlichkeit in Schmallenberg stattgefunden hat und die dann als »Sängerkrieg« oder »das Schmallenberger Ereignis« in die Annalen der Literaturgeschichte eingegangen ist, auch durchaus nicht mit negativen Vorzeichen versehen werden. Wenn auch die Presse landauf und landab lautstark berichtete und sogar von der Literatur sprach, die »ihr Haupt verhüllt« habe.

Und wenn auch ein greiser Dichter hernach sagte, ihm sei zumute, als habe man »Vater und Mutter verraten«. Irgendwie haben sich doch in diesem zweitägigen Ringen zahlreicher Dichter aus Westfalen und vieler Literaturfreunde von Rhein und Wupper die Fronten geklärt. Es ergab sich nämlich, daß eine längst unter der Oberfläche schwelende Glut zu offenem Feuer ausschlug.

Dieser Brand ist heute noch nicht gelöscht, wozu auch? Er ist insofern bedeutungsvoll, als er nicht nur Westfalen und seine Literatur angeht, sondern den Gesamtbereich der Dichtung überhaupt, also kein örtlicher Streit gewesen ist, vielmehr stellvertretend für unsere Gesamtsituation seinen charakteristischen Austrag fand.

Unmöglich, das Thema in seinen vielfältigen Schattierungen hier annähernd zu erörtern! Es genügt, zu wissen, daß sich zwei Fronten abzeichneten, so deutlich und so unüberbrückbar, durch tiefe Wasser voneinander getrennt, daß es kein Zueinander gab. Wäre man sich über die stoffliche Begrenzung der sogenannten Heimatdichtung und vielleicht auch über ein formales Unvermögen einer bestimmten Lokaldichtung nicht einig geworden,

nun, die Fragen wären als innerberufliche Meinungsverschiedenheiten vielleicht einem engeren Kreise verblieben. Aber der Streit führte in die eisigen Regionen völliger gegenseitiger Ablehnung, hier der landschaftsgebundenen, dort der völlig isolierten dichterischen Aussage, die das Bestehen eines westfälischen geistigen Elementes und Raumes sogar grundsätzlich leugnete.

Es ist selbstverständlich, daß jede Generation ihre Probleme auf ihre Weise löst, ihre Sprache spricht und ihre eigene Anschauung von der Welt hat. Sie wird den Begriff »Heimat« anders fassen und gestalten als die früheren Generationen, sofern sie ihn überhaupt noch als Lebensmacht und künstlerischen Vorwurf anerkennt. Dagegen wäre nichts zu sagen. Wohl aber schien es den Vertretern einer landschaftsgebundenen Kunst eine fast heilige Pflicht zu sein, etwas zu verteidigen, was von der anderen Seite als verstaubte Gefühlseligkeit bezeichnet wurde, die nicht einmal über die konventionelle Form des vorigen Jahrhunderts hinausgekommen sei. Man glaubte in Schmallenberg, der westfälischen Dichtung, sofern sie sich als solche bezeichnete, von der Warte höherer Geistigkeit aus das Todesurteil sprechen zu dürfen.

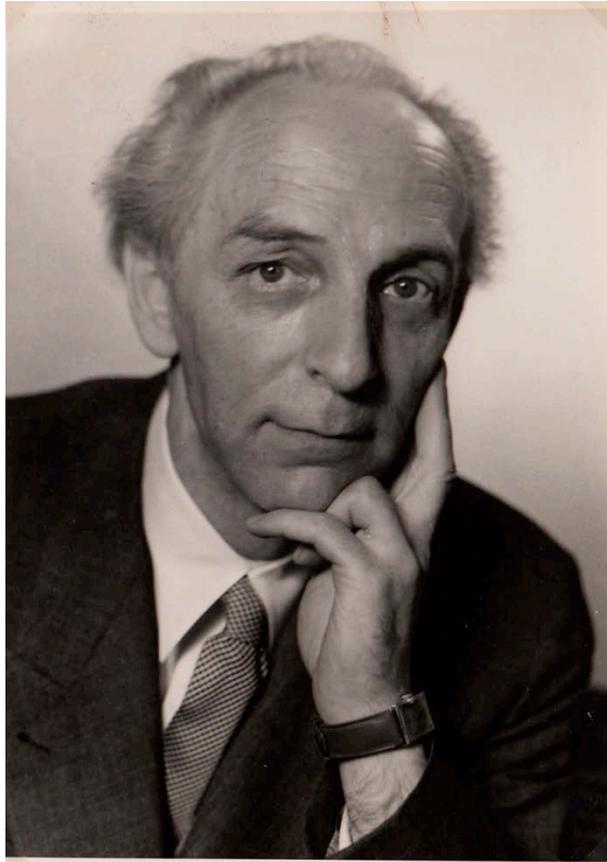
Zu allem diesem wäre natürlich manches zu sagen, so beispielsweise, daß Kunst von Können herkommt, ganz gleich, ob landschaftsgebunden oder nicht, daß es ebenso gut einen Heimatkitsch wie ein leeres Strohfeder geschwätzig-gescheiter sogenannter Geistigkeit gibt; es wäre zu sagen, daß nur Böswilligkeit das Bestehen eines typisch westfälischen Lebenselementes leugnen kann, daß es andererseits aber engstirnig wäre, alle Lebens- und Erlebensdimensionen der Menschheit in ein landschaftsgebundenes Gefüge pressen zu wollen. Aber ob das gesagt wurde oder nicht, die Kluft blieb unüberbrückbar. Dieses »Schmallenberger Ereignis« ist eine der heilsamsten und spontansten geistigen Auseinandersetzungen

gewesen, die Westfalen in den letzten Jahren erlebt hat. Sie hat erwiesen, daß sich eine Heimatdichtung noch längst nicht von selbst versteht und wie alle echten schöpferischen Vorgänge ein »brutales Geschäft« ist, das zu täglich neuen Auseinandersetzungen herausfordert. Eine heilsame Erkenntnis! [...] Es war ein wohlvorbereiteter Überfall, die Überfallenen zeigten wenig Geistesgegenwart, im intellektuellen Judo ungewandt. Anführer der Attacke waren Nicht-Westfalen, sie kamen aus dem Kölner Funkhaus des WDR. Sie stellten rigoros in Frage, ob es überhaupt »Westfalentum«, also typisch Westfälisches, gebe. Das war der eine Schock, und der andere war der Protest, mit dem sich die jüngeren, erst nach dem Kriege zum Schreiben gelangten Autoren von den älteren distanzierten. Beide Vorgänge sind für den, der sich heute ihrer erinnert, nicht Ärgernis (oder nicht mehr Ärgernis), wohl aber ein noch nachwirkendes Stimulans. Vor dreizehn Jahren war es. In Schmollenberg trafen sich, vom Landschaftsverband eingeladen, westfälische Schriftsteller. Die älteren, so schien es, waren eher gewillt, sich als »Dichter« annoncieren zu lassen, die jüngeren hätten sich auch als Literaten ausgegeben. Zum ersten Male war Ernst Meister dabei. Ich erinnere mich, wie quälend es für ihn war, sich in der anfangs kleinen Runde nach Herkunft und Absicht selber vorstellen zu sollen. Die meisten kannten sich von früheren Treffen her. Lesungen, Vorträge, Diskussionen nichts Außergewöhnliches war zu erwarten. Nur ein paar freundliche, förderliche Tage.

Aber dann kam es zu eben jenem Überfall. Ich gestehe: Ich war höchst betroffen, und seit jenen Schmollenberger Tagen sind bei mir ein paar Weichen anders gestellt. Es war die Erfahrung, daß man gut daran tut, nichts ungeprüft zu übernehmen, nicht gutgläubig schönen Vorstellungen nachzuhängen, sondern mit kritischem Mißtrauen gerade dem Tradierten zu begegnen. »Westfalen« war

für mich immer etwas unantastbar Gültiges gewesen, etwas Geliebtes sogar. Als junger Mensch lebte ich jahrelang in Berlin, und mit Stolz präsentierte ich mich dort als Westfale: geboren in Soest, aufgewachsen im Ruhrgebiet und in Münster, westfälischer geht's nicht. Und nun sah ich mich plötzlich der mit listiger Tücke, zugleich aber mit edlem Engagement vorgebrachten Frage konfrontiert: Was kennzeichnet denn eigentlich den westfälischen Menschen? Und höhnisch wurde sogleich die Antwort mitgeliefert: Gar nichts.

Ich wandte damals in der – auch vom WDR aufgezeichneten und später gesendeten – Diskussion zaghaft ein, daß ich mich wohl anheischig machen möchte, für das Minden-Ravensberger Land ein Charakterbild der Alt-Einwohner zu entwerfen (und speziell für den Typus des Bielefelders habe ich später eine Wesensskizze auch geschrieben), aber der Einwand stach nicht, es sei denn – so hieß es –, ich könnte den Siegerländer, den Münsterländer und den Ravensberger auf einen Nenner bringen. Darum sollte ich mich aber erst gar nicht bemühen, denn selbst das »Deutsche« lasse sich ja nicht beschreiben, Mensch sei Mensch, und damit basta.



In späteren Jahren (Fotosammlung Literaturkommission für Westfalen)

Nachwort

Muss man sich heute noch mit Walter Vollmer befassen? Wer sich intensiver mit der westfälischen Literaturgeschichte beschäftigt, sollte ihn zumindest zur Kenntnis nehmen. Vollmer war in den 1930er und 1940er Jahren ein prägendes Gesicht der westfälischen Literatur. Kaum ein anderer Autor der Region konnte mit derart hohen Auflagen aufwarten. Die NS-Bewegung hofierte ihn und entsprechend präsent war er in den Medien. Er nahm an Dichtertreffen teil und erhob sein Wort, wenn es darum ging, literarische Richtungsentscheidungen zu formulieren.

In dieser Hinsicht sind Vollmers radikal-politische Äußerungen in der NS-Zeitschrift *Heimat und Reich* und der Ton seiner schwärmerisch-irrlichternden Romane nur schwer zusammenzubringen. Das Janusköpfige scheint überhaupt ein besonderes Signum dieses Autors zu sein, dessen heterogenes Werk von der Lyrik über Erzählungen, Romane und weltanschauliche Essays bis hin zu Städteporträts und Bücher über die Haltung von Zierfischen reicht.

Das Disparate zieht sich auch durch Vollmers Biografie.¹ Der Autor findet nur schwer seinen Lebens- und beruflichen Weg. Er wurde 1903 als Sohn eines Rektors in Soest geboren und wuchs in Westrich bei Dortmund auf. Nach dem Abitur 1922 arbeitete er zunächst in Gelsenkirchen als Bauarbeiter und dann vier Jahre als

¹ Vgl. zum Beispiel: Dirk Hallenberger: *Industrie und Heimat. Eine Literaturgeschichte des Ruhrgebiets*. Essen 2000, S. 267f. Dort wird, wie auch in anderen biografischen Abrissen, als Vollmers Geburtsort Westrich bei Dortmund genannt. Der Autor selbst nennt, was wohl kaum anzuzweifeln ist, Soest seinen Geburts-, allerdings Dortmund seinen Heimatort (s. S. 117). Biografische Abrisse finden sich auch im Anhang von Vollmers Romanen.

Bergmann unter Tage. Ein Studium der Bergbauwissenschaft brach er ab und wandte sich der Germanistik zu, um Redakteur zu werden. Eine Zeitlang war er Rundfunkdramaturg und Lokaljournalist (*Hellweg, Die Heimat, Heimatblätter der Roten Erde*) in Münster, brach aber auch diese Tätigkeit ab und begann ein neues Studium, diesmal das der evangelischen Theologie (1929). Nach acht Semestern, kurz vor dem Examen, beendete er auch diese Ausbildung und entschied sich 1933, im Jahr der nationalsozialistischen Machtergreifung, für eine freie Schriftstellerlaufbahn.

Nach einigen Orientierungsversuchen wandte er sich erfolgreich westfälischen und vor allem Ruhrgebietsstoffen zu. Seinen Wohnsitz aber hatte er im fernen Emsland. Erst als ihm seine Vaterstadt Dortmund 1937 einen »Ehrensold« zusprach, kehrte er ins Ruhrgebiet zurück. Er versah pro forma in Dortmund eine Stelle im Bibliotheksdienst (1937-1941), wohnte aber »am Rande des Reviers« in Holzwickede.

Zu dieser Zeit war Vollmer bereits ein Vorzeigeautor der NS-Bewegung. Er erfüllte exakt die ihm zugedachte Vorgabe, die düstere Industrielandschaft des Ruhrgebiets literarisch aufzuwerten und vom Ruch des Hässlichen zu befreien. In dieser Hinsicht reiht sich sein Werk in die »zweite Phase« einer Heimatdichtung« ein,² der es nicht um eine Anklage der Industrie- und Arbeitswelt ging, sondern um deren Verklärung. Analogien zum Schriftstellerbund der »Werkleute auf Haus Nyland« oder zu Autoren wie Otto zur Linde, Paul Zech, Bruno Gluchowski oder Erich Grisar sind dennoch mit einem Fragezeichen zu versehen. Für Renate von Heydebrand waren für Vollmers erwähnte Tätigkeit »unter Tage«

² Renate von Heydebrand: *Literatur in der Provinz Westfalen. Ein literaturhistorischer Modell-Entwurf*. Münster 1983, S. 212.

weniger idealistische als ideologische Gründe ausschlaggebend. In Vollmer spreche »kein »echter« Arbeiter, der ein Leben voller Drangsal vor sich hat, sondern ein werdender Beamter und Schriftsteller«. ³ Dass er nie »wirklich« als Arbeiterdichter angesehen und als solcher auch von seinen »Zunftgenossen« akzeptiert wurde, zeigt die 544-seitige, großformatige Anthologie *100 Jahre Bergarbeiterdichtung* aus dem Jahre 1982. Unter Hunderten von Texten ist Vollmer nur mit einem einzigen Beitrag, *Nächtlicher Spuk*, vertreten. Vollmer blieb – nicht nur in diesem Genre – eher ein Einzelgänger und Außenseiter. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Vollmer, trotz deutlicher Affinität zum NS-Regime, wie die meisten belasteten westfälischen Schriftsteller, schnell wieder rehabilitiert. In einer gewandelten Literaturlandschaft konnte er nicht mehr wirklich Fuß fassen. Dass er dennoch 1955 mit dem Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis ausgezeichnet wurde, ⁴ der höchsten literarischen Anerkennung für eine Autorin/einen Autor aus Westfalen, verwundert. Glaubte man, an ihm etwas gutmachen zu müssen? Die Preisvergabe erscheint umso fragwürdiger, weil Vollmer schon 1937 mit dem Westfälischen Literaturpreis ausgezeichnet werden sollte, der damals ausnahmslos an NS-Parteidichter verliehen wurde (s.u.). Als Vollmer 1955 den Preis erhielt, rumorte es bereits hinter den Kulissen. Eine jüngere Autorengeneration probte den Aufstand gegen die damals nach wie vor protegierten und angesehenen westfälischen Autorinnen und Autoren der älteren Generation, die in der Mehrzahl mit Blut-und-Boden-Romanen und einer regimetreuen

³ Ebd.

⁴ Vgl. zuletzt: Jochen Grywatsch, Eva Poensgen unter Mitarbeit von Anna-Lena Böttcher (Hg.): *Der Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis 1953-2015. Eine Dokumentation*. Bielefeld: 2016, S. 64-86.

Haltung in Erscheinung getreten waren. Zu den jungen Rebellen zählte auch der gesellschaftskritische Autor Paul Schallück, Mitglied der »Gruppe 47«, mit dem sich Vollmer 1955 den Droste-Preis teilen musste. Die anlässlich der Preisverleihung gehaltene Laudatio von Clemens Heselhaus⁵ markierte die sich andeutende Weichenstellung. Autoren, die sich (wie Vollmer) zuvor wie selbstverständlich zu ihrer Heimat bekannt hatten, gerieten zunehmend ins Abseits. Spätestens mit dem Schmallenberger Dichtertreffen⁶ 1956 lief eine ganze Traditionslinie der westfälischen Literatur aus. Vollmer nahm dies zur Kenntnis, sprach der jüngeren, progressiven Literatur auch ihre Berechtigung zu (s. S. 114ff.), konnte oder wollte sich selbst aber nicht mehr neu positionieren. Seit 1952 versah er in Arnsberg eine Stelle als Pressereferent bei der Bezirksregierung. Er starb 1965 in Arnsberg. Noch heute ist Vollmer nicht ganz vergessen. Dies zeigt beispielsweise seine Aufnahme in die Reihe *Die Dortmund-Audiologie* (2015)⁷, in der Vollmers Titel *Land an der Ruhr. Ein Heimatbuch* und *Die Schenke zur ewigen Liebe* zu Gehör gebracht werden. Im Museum für Westfälische Literatur nimmt Vollmer als Massenautor der 1930er Jahre eine exponierte Stellung ein. Er ist einer von rund einhundert westfälischen Autorinnen und Autoren, die im Museum eingehender vorgestellt werden. Auch in wissenschaftlichen Zusammenhängen wird Vollmer bis heute diskutiert. Renate von Heydebrand widmete ihm in ihrer Untersuchung *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literaturhistorischer*

⁵ Abdruck in ebd., S. 67-74.

⁶ Vgl. Walter Gödden, Reinhard Kiefer: *Utopische Dichter. Der Schmallenberger Dichterstreit, Ernst Meister und die Folgen*. Münster 2000.

⁷ Die Audioreihe wird von Lars Jarzombek herausgegeben.

Modell-Entwurf (1983)⁸ ebenso ein eigenes Kapitel wie Dirk Hallenberger in *Heimat und Industrie. Zur Literaturgeschichte des Ruhrgebiets* (2000)⁹. Einzelwerke Vollmers wurden in den jüngeren Essaysammlungen *Flammende Herzen. Unterhaltungsliteratur aus Westfalen* (2007)¹⁰ und *Vom Heimatroman zum Agitprop. Die Literatur Westfalens 1945-1975*¹¹ eingehend analysiert.

Vollmer war ein Vielschreiber und Instinktschriftsteller, dem man ein Naturtalent nicht absprechen kann. Seine Texte flossen ihm leicht aus der Feder. Er bediente, scheint's, mühelos, unterschiedlichste Schreibfacetten und Genres, bis er jener Gattung treu blieb, in der er am erfolgreichsten war: dem sentimental-kitschigen Heimatroman aus dem Ruhrgebiet.

Die Frage nach der literarischen Qualität ist im Falle Vollmers zweitrangig. Sein Werk interessiert heute, wenn überhaupt noch, in sozialpsychologischer Hinsicht. Vollmers Oeuvre wirft speziell ein Licht auf die Literaturwahrnehmung und -vermittlung im »Dritten Reich«. Eben solche Kriterien gaben den Ausschlag dafür, den Autor in die vorliegende Lesebuchreihe aufzunehmen.

Werküberblick

⁸ Vgl. Anm. 2.

⁹ Vgl. Anm. 1.

¹⁰ Walter Gödden (Hg.): *Flammende Herzen. Unterhaltungsliteratur aus Westfalen*. Bielefeld 2007, S. 77-82.

¹¹ Moritz Baßler, Walter Gödden, Arnold Maxwell, Sylvia Kokot (Hg.): *Vom Heimatroman zum Agitprop. Die Literatur Westfalens 1945-1975*. Bielefeld 2016. Dort widmet sich Arnold Maxwell (S. 232-238) Vollmers 1963 erschienenem Band *Westfälische Städtebilder. Berichte und Betrachtungen* (S. 232-238).

Vollmers Buchdebüt *Das Rufen im Schacht* aus dem Jahre 1926 ist ganz von einem expressiv-bekennerischen Ton geprägt. Das *Notbuch*, wie es im Untertitel heißt, ist eine grimmige Heroisierung der Welt der Kumpel und ihrer Manneskraft. »Meine Arme sind mein einziges Kapital, und die sind gesund. Meine und ihre Heimat ist die ganze weite Welt«, heißt es an einer Stelle (S. 35; die in Klammern gesetzten Seitenzahlen beziehen sich hier wie im Folgenden jeweils auf die betreffende Buchausgabe Vollmers). Bergleute sind, wie wir erfahren, rohe, ungeschliffene, aber aufrichtige Gesellen, deren Tun in Gottes Hand steht. Die Grube ist ihre Bestimmung und ihr Schicksal. Die Bergwelt wird mythisch verklärt, die Arbeit zum Gebet überhöht. Sprachlich findet dies in einer wehevollen Diktion ihren Ausdruck, die oft in ein emphatisch-ergriffenes Stammeln einmündet.

Vollmer macht seinen »Kameraden« Mut und impft ihnen ein Selbstbewusstsein ein, das mehr zählen sollte als unüberbrückbare Standesgrenzen. Hinzu gesellten sich Heimat- und nationales Pathos sowie Vollmers Vorliebe für die Ausgestaltung nächtlicher Spuk- und Geisterszenen. In der symbolisch aufgeladenen Untertagewelt ist – so die Vollmer'sche Interpretation – der einsame Bergmann besonders empfänglich für Phänomene des Übersinnlichen.

Die Reaktionen auf *Das Rufen im Schacht* waren gespalten.¹² Es ist von »Wortgeklingel« und Phrasendrescherei die Rede, positiv wird das Buch aber auch als wertvoller Versuch gewertet, das »schwere Schicksal des Bergarbeiters aus der Gegenwart heraus neu religiös zu deuten«.¹³

Drei Jahre später legte Vollmer seinen ersten umfangreichen Roman vor und begab sich dabei auf eine gänzlich andere literarische Spur (wobei er sich, wie auch zukünft-

¹² Hallenberger (Anm. 1), S. 266f.

¹³ Ebd., S. 267.

tig, ganz auf die Prosa konzentrierte). Der Science-Fiction Roman *Flug in die Sterne* sollte zur Finanzierung seines Studiums beitragen. Er war also eine Art Auftragsarbeit und bot Vollmer zugleich eine Spielwiese für seine ausufernde Fabulierlust.

Im Mittelpunkt des Romans steht eine aus verschiedenen Nationalitäten zusammengewürfelte Truppe, die im Jahr 2002 von einer Mondkolonie aus zu einer gefährlichen Expedition zum Mars aufbricht. Unterwegs ereignet sich das, was aus zig Katastrophenfilmen bekannt ist: Es kommt zum Streit innerhalb der Besatzung, zur Meuterei, die Technik des Raumschiffs »Teufel 2« streikt. Die ganze Mission droht ein ums andere Mal zu scheitern. Zwischenzeitlich bewegt sich das Raumschiff »fast steuerlos ... im schwarzen Meer dahin«, »unbarmherzig losgelöst« von »aller menschlichen Gemeinschaft« (S. 76). Fortwährend sitzt der Besatzung der Tod »im Genick«. In einer solchen Parallelwelt stehen Begriffe wie Moral, Tugend, Ehre und Gottesglaube auf dem Prüfstand: »Welteinsamkeit! Zermürendes Gefühl des Verlorenseins in Zeit und Raum! Dreimal verwünschtes Erleben, dem ein Menschenherz nicht standhielt! Wäre es doch nie geschehen, nie in aller Zeit!« (S. 100).

Vollmer exemplifiziert bereits hier eine Technik, die für ihn zum Programm wurde: Die »Steigerung des realistisch Gestalteten zum Sinnbild.«¹⁴ In *Flug in die Sterne* geht es im Subtext um den Wert des Lebens an sich. Was macht ein naher Tod mit mehr oder weniger psychisch gefestigten Menschen? Wie verhalten sie sich in Krisen- und Extremsituationen? Vollmer vermittelt, wie schon in *Das Rufen im Schacht*, die Botschaft, dass das Wohl und Wehe des Einzelnen in Gottes Hand liege. Das gilt auch für die Mars-Expedition als solche. Mit dem Erreichen

¹⁴ Von Heydebrand (Anm. 2), S. 212.

des Ziels sei ein »uralter Menschheitstraum [...] in Erfüllung gegangen. Gott hatte es gewollt« (S. 124).

Als die Truppe gewahrt wird, dass sie vom Kurs abgekommen ist, spitzt sich die Situation an Bord immer mehr zu. Nachdem sich schon bald nach dem Start ein Todesfall ereignet hat, begeht der Steuermann Selbstmord, eine weitere Person verfällt dem Irresein. Der Raumschiff-»Koller« geht einher mit Halluzinationen und den für Vollmer typischen Gespenstervisionen.

Doch wie nicht anders zu erwarten: Nach einigen breit ausgemalten, lebensgefährlichen Manövern gelangt die Raumsonde »Teufel 2« doch noch an ihr Ziel, den Mars. Von dort aus machen sich zwei Besatzungsmitglieder auf zu einem kleinen, lichtdurchfluteten Nachbarplaneten. Sie treffen auf ein ätherisches Wesen, das sie zur Umkehr mahnt. Die übrigen Besatzungsmitglieder unternehmen auf dem Mars Erkundungen. Sie treffen dort jedoch lediglich Tiere an »viel größer als wir, breiter und plumper« (S. 175), »scheußliche Ungeheuer« (S. 176).

Zum Schluss gibt es nach 3-jähriger Expedition eine glorreiche Rückkehr zur Erde.

Noch in derselben Nacht griffen unsichtbare Riesenarme in die Luft. Licht flammte auf. Weltstädte schrien.

Ein irrsinniger Taumel durchraste die Länder und riß eine Erschütterung in der Seele der Menschheit auf, die sich in ekstatischem Lärm Freiheit verschaffte.

»Die Marsflieger sind da!!«

Die Melodie des Lebens versank vor diesem Schrei. Das Herz der Erde stand still.

Als die große Sternwarte in Upsala den »Teufel« winzig klein in den Riesenreflektoren gesichtet hatte, wußte es eine Viertelstunde später die ganze Welt. Jetzt meldeten alle Empfangsapparate der Erde diesen Hilferuf des Luftschiffes und setzten alle Bedenken mit einem Schlage außer Zweifel.

»Die Marsflieger sind wieder da!«

In millionenfachen Stimmen fuhr ein Dankgebet in die Sterne.

Die Nachricht war ein Ruf aus der Ewigkeit des Kosmos, wie die Welt ihn nie gehört hatte. Er war das alle Länder und Völker aufrüttelnde Signal eines neuen Lebens, vor dem sie in Ehrfurcht erschauerten: Sieg! Sieg! Sieg! (S. 220f.)

Das Zitat deutet an: Vollmer versteht es, packend und plastisch zu schildern. Wie in all seinen Werken setzt er auf Empathie und Pathos. Besonders wehevoll wird die Diktion, wie auch in anderen Texten Vollmers, beim Thema »Heimat«:

Jemand summt leise ein wehmütiges Lied von Liebe und Heimat, und sie lauschten tiefergriffen dieser einfachen und schlichten Sprache des Herzens, von der sie nicht verstanden, wie jetzt jemand so tief zu ihrem Ausdruck kam. Diesem Zauberwort »Heimat« waren sie allein noch zugänglich. In eigenwilliger Beharrlichkeit klammerten sie sich an diesen Begriff, vor dem nichts, keine Gründe der Vernunft, der Freundschaft oder der Seele Bestand hatten. Dieses Wort warf in ihnen den Gedanken an alles über den Haufen, was sie erstrebt, erlitten, erkämpft und erreicht hatten und beherrschte sie zeitweilig alle bis in die letzten Einzelheiten ihrer Vorstellungen.
Heimat! (S. 204)

Heikel werden solche Bekenntnisse, wenn sie, wie häufig bei Vollmer, mit menschlichen Typologien einhergehen. Ein Negativbeispiel gibt hier der Pole Kolbutta mit seinem »grobknochigen Mannsgesicht« und seinem »unförmigen Kopf« ab. Der als grobschlächting und verdorben beschriebene Mann ist ständig betrunken, zügellos, eine, wie es heißt, »Bestie«. Die schöne Viola, die einzige Frau an Bord, will er sich dadurch gefügig machen, dass er ihr gewaltsam Alkohol einflößt. In dieser Hinsicht ist Vollmers literarischer »B-Movie« alles andere als harmlos. Er vermittelt Stereotype, wie sie gleichlautend in der NS-Rassenideologie wiederkehrten.

Flug in die Sterne blieb Vollmers einziger Ausflug ins Science-Fiction-Metier. Die Anzahl der heute antiquarisch angebotenen Exemplare des Titels deutet an, dass das Buch eine weite Verbreitung hatte. Überhaupt schien Vollmer bei der Wahl des Genres eine glückliche Hand gehabt zu haben. Eine Bibliografie deutschsprachiger Science-Fiction-Titel bis 1945 nennt 565 Einträge, die deutliche Mehrzahl daraus aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.¹⁵

Im Erscheinungsjahr von *Flug in die Sterne* nahm Vollmer – allerdings erfolglos – mit dem Roman *Gespenster in Dortmund* am Literaturpreis der Stadt Essen teil. Zu diesem Zeitpunkt hatte er außerdem bereits einige kleinere Arbeiten in Zeitschriften veröffentlicht. Er zählte damals, wie Dirk Hallenberger resümierte,¹⁶ bereits zu den prominenten westfälischen Autoren.

1933 legte Vollmer mit *Die Ziege Sonja* seinen ersten westfälischen Heimatroman vor. Er ist von seltsamen, merkwürdigen Gestalten bevölkert, zwielichtigen, verschlagenen Charakteren, die listig und teils hinterhältig, nie jedoch vollständig boshaft, auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind. Die Haupthandlung spielt in einem Waldtal nahe der Industriestadt Dortmund. Käuzchen »wimmern«, Grillen zirpen, eine Nachtigall singt »weich und schluchzend«, eine Feldlerche trillert und Gänseblümchen blühen. Hier, am Fuße eines Berges, scheint die Welt – oder zumindest die Natur – noch in Ordnung.

Wäre da nicht der Ziegelmeister Stoffler. Er hat sein Gewerbe verlottern lassen und geht lieber dem »Räuberhandwerk« als einer ehrlichen Tätigkeit nach. Bei ihm geht der einfältige Wiesenspitz ein und aus, ein arbeitsloser Handlanger, dem seine herrschsüchtige Ehefrau das Leben verdrießt. Stoffler stiehlt dem »Wurzelweib« Hulda

¹⁵ Vgl. <http://www.chpr.at/1945b.html>.

¹⁶ Hallenberger (Anm. 1), S. 268.

(seiner, wie sich später herausstellt, Ehefrau, die den finsternen, bärtigen Gesellen jedoch nicht erkennt – ein typisch Vollmer'sches Motiv) die Ziege Sonja. Mit ihrem neuen Heim in der Ziegelei kann sich die Ziege nicht abfinden. Dem nicht allzu hellen Wiesenspitz jagt ihr Geblöke Angst und Schrecken ein. Eine von vielen Slapstick-Szenen des Romans. Eine andere handelt von einem Handwerkslehrling, der dem »faulen Zauber« von Unterhaltungsromanen verfallen ist. Überhaupt steht der Schriftstellerstand nicht im besten Ruf: »Bin ich Dichter? Gott bewahre mich! Bei diesen Zeiten!« (S. 58).

In der Haupthandlung geht es ums liebe Geld. Das braucht Stoffer, um – einigermaßen geläutert – seine Ziegelei wieder auf Vordermann zu bringen. Doch woher nehmen? Er macht sich auf den Weg zum Lumpensammler Sintje, dem »Zigeuner«, der jedoch zunächst vortäuscht, ihm nicht helfen zu können. Jener leidet darunter, dass er seine zwar hübsche, aber, wie es heißt, »blöde« Tochter Selma nicht unter die Haube bringen kann. Komplettiert wird das Quartett durch den wohlhabenden Schneidermeister Schönekäs. Dessen Geselle Karl verguckt sich später in Selma, die in Fieberträumen in stürmischer Nacht von typisch Vollmer'schen Gespenstern heimgesucht wird, in denen auch die Ziege auftaucht (S. 170-173).

Im Laufe des Romans wechselt die Ziege mehrfach den Besitzer. Doch wo sie auch landet – die Stoffer'sche Untat des Raubs ist noch nicht geahndet – verbreitet sie Unheil. »Seitdem dieses Luder im Hause ist, geht alles bergab«, heißt es (S. 124). Die Ziege wird immer frecher und scheint, die Zukunft vorausahnen zu können. Zum Schluss nimmt der Ziegelmeister Hulda und Sonja in sein Haus auf. Die gottgegebene Ordnung ist wiederhergestellt: »Erst am Ende löst sich der Bann des Dämonischen, wenn Stoffer mitsamt der Ziege wieder zurück zu

seiner Frau findet und die drei zusammen ein neues Leben beginnen.«¹⁷

Ansonsten begegnet im Roman das, was man bei Vollmer schon kennt: Altkluge Sentenzen (»So ist die Liebe! Was wäre die Welt ohne ihr Glück?«, S. 158), Kritik am »verlotterten« Großstadtleben und Invektive gegen diejenigen, die nichts zum Gemeinwohl beitragen – wie der Lumpensammler Sintje, der durch seine erwähnte frevelhafte Tat zum armen Hausierer heruntergekommen ist, ein, wie es heißt, »Bettelsack, eine Last für sich und andere, ein Ärgernis dieser Welt. So weit war es mit ihm gekommen!« (S. 162).

In *Die Ziege Sonja* gefällt sich Vollmer im unbekümmerten Draufloserzählen. Teilweise nimmt das Geschehen groteske Züge an. Dann wieder gewinnen Aberglaube und Dämonenglaube, Grusel und Schauer die Oberhand, dann wieder die schwülstig beschriebene Liebesgeschichte von Karl und Selma. Höhepunkte des Lebens gehen, wie mehrfach suggeriert wird, mit reichlich Alkohol, deftigem Essen, Gesang und Ziehharmonikaspiele einher. Kurzum: In Vollmers Roman geht es drunter und drüber, ein Knalleffekt folgt auf den nächsten.

Entsprechend ist in der Verlagswerbung von einem »köstlichen Buch« die Rede. Die Leser fühlten sich durch den von Vollmer inszenierten Wirrwarr jedoch überfordert: »Mit dieser »sehr eigenartigen, nicht von allen verstandenen Betrachtungsweise des Lebens« irritierte Walter Vollmer die (westfälische) Leserschaft, und er selbst äußerte noch nach dem Krieg, daß der Roman »bis heute mißverstanden wird.«¹⁸

Erst mit seinem nächsten, 1935 erschienenen Roman *Die Schenke zur ewigen Liebe* wurde Vollmer vollständig in die westfälische Literaturszene »eingemeindet«. Diese

¹⁷ Ebd.

¹⁸ So Vollmer 1948 in dem Text *Meine Welt* (s. S. 87).

war damals bereits gänzlich gleichgeschaltet. Ihr »Zentralorgan« war die Zeitschrift *Heimat und Reich*. Hier wurde Vollmer, wie erwähnt, zum »Dichter des Ruhrlandes« aufgebaut, was auch überregional so wahrgenommen wurde. Er habe es, wie es heißt, gewagt, den verrufenen Kohlenpott als Heimat anzusprechen. Dem »Schicksalsland an der Ruhr« werde durch Vollmer eine überzeugende Ehrenrettung zuteil.¹⁹

Die Zeitschrift *Heimat und Reich* mit dem Untertitel *Monatshefte für westfälisches Volkstum* erschien zwischen 1934 und 1943. Herausgegeben wurde sie vom NSDAP-Landeshauptmann Karl Friedrich Kolbow. Sie stellt eine weitgehend lückenlose Chronik westfälischer Literatur der Jahre 1933 bis 1943 dar.²⁰ Westfälische Schriftsteller gehörten von Anfang an zum festen Beiträger- und Rezensentenstamm. Sie steuerten nicht nur belletristische Texte bei, sondern auch politisch-weltanschauliche Essays. Vollmer war in der Anfangsphase des Magazins eine wichtige Stütze. Als Gegengewicht zur westfälischen Heimatfolklore lieferte er nicht minder klischeehafte Darstellungen über das Ruhrgebiet und ihre Arbeitswelt. Bereits im ersten Heft der Zeitschrift wurde Vollmer mit dem Beitrag »Wer ist Walter Vollmer?« inthronisiert (s. S. 28), wobei aus einem Text über ihn aus dem *Völkischen Beobachter* zitiert wurde. Vollmer lieferte neben Reportagen auch literarische Landschaftsskizzen, Gedichte und zahlreiche Rezensionen. Besondere Bedeutung kam der Rubrik *Was bedeutet mir Westfalen?* zu. Auch hier war Vollmer unter den Beiträgern.

¹⁹ Vgl. Hallenberger (Anm. 1), S. 266.

²⁰ Walter Gödden unter Mitarbeit von Arnold Maxwell (Hg.): *Westfälische Literatur im »Dritten Reich«*. *Die Zeitschrift Heimat und Reich. Eine Dokumentation*. 2 Bde. Bielefeld 2012. Vgl. dort das Nachwort, S. 821-847.

Eröffnet wurden die Hefte von *Heimat und Reich* durch programmatische und demagogische Texte und Zitate unter anderem von Hitler, Joseph Goebbels und Alfred Rosenberg. Wer wie Vollmer an dem Magazin mit-schrieb, wusste, in welchem ideologischen Fahrwasser er sich bewegte. Die redaktionellen Beiträge der Zeitschrift – Berichte über Dichtertreffen oder das literarische Bei-programm von NS-Inszenierungen – zeigen, dass Vollmer vollständig in die NS-Propagandamaschinerie eingebunden war. Als Teil des Systems legte er 1941 gemeinsam mit anderen westfälischen Autorinnen und Autoren ein öffentliches Kriegsbekennnis ab (s. S. 80ff.).

Heimat und Reich war eng mit der damaligen Buchproduktion in Westfalen verflochten. Hier ist die Reihe der *Westfalenbücher* zu nennen, eine, wie es in der Werbung hieß, »Bücherei, die jeder Westfale kennen und besitzen« sollte. In der populären Buchserie, deren Auflage 1941 mit 40.000 Exemplaren angegeben wurde, ist Walter Vollmer 1935 mit *Land an der Ruhr* (s.u.) vertreten. Dass er auch nach 1945 zum engen Vorzeigekanon der westfälischen Autorenszene gehörte, zeigt 1959 die Aufnahme seines Textes *Zwischenspiel in Bad Salzuflen* in eine Buchreihe des Westfälischen Heimatbundes.

Vollmers erwähnter Roman *Die Schenke zur ewigen Liebe* (1935) ist dennoch kein Blut-und-Boden- oder Propagandaroman. Im Gegensatz zu früheren Werken des Autors steht diesmal allerdings ein »Held« im Mittelpunkt. Es ist der »Teufelskerl« Wilm Klaas.²¹ Er ist stark wie ein Bär und hat das Herz am rechten Fleck. Ein Tat- und »Herren«-Mensch wie er, jemand aus echtem Schrot und Korn, lässt sich nicht reinreden. Er weiß, was zu tun ist, und gibt sich seine Gesetze selbst. Für ihn heißt es: Ärmel aufkrepeln, zupacken, aufbauen. Und auch

²¹ Vgl. Gödden, in: *Flammende Herzen* (Anm. 10).

schon mal die Fäuste gebrauchen, wenn es darum geht, Tierquäler in die Schranken zu weisen. Er ist ein echter Kumpeltyp, der manchmal mächtig einen über den Durst trinkt, Zigarren raucht und singend und johlend übers Land zieht, wenn ihm das Herz danach ist.

Einer wie er hat auch Erfolg bei Frauen. Die schöne, blonde Dörte schenkt ihm gleich ihr Herz und schon bald ist von Heirat die Rede. Doch Wilm stammt aus einer Bergarbeiterfamilie und da fehlt es an allen Ecken und Kanten. Zudem hat er auf Wunsch seines Vaters seinen Dienst unter Tage quittiert und soll sich als Gärtner verdingen. Ausschlaggebend hierfür ist eine Vision, die sein Vater Hermann nachts im Stollen hatte. Mit dieser Phantasmagorie und dem Kapitel »Das Vorgesicht« setzt der Roman ein und bringt gleich eine düster-metaphysische Note ins Spiel. Etwas Unheilvolles schwebt über den Protagonisten, es ist viel von Gespenstern die Rede und auch sonst zieht manch dämonischer Nebelschwaden über die Zechenkolonie.

Wilm fügt sich nur widerwillig dem Wunsch des Patriarchen und bringt zunächst den Garten seiner Tante Lina auf Vordermann. Doch jedermann weiß und ahnt, dass das nicht seine »höhere Bestimmung« ist. Seine Liebe zu Dörte gibt seinem weiteren Lebensweg die entscheidende Richtung. Als er bei ihrem Vater, einem Schlosskastelan, um ihre Hand anhält und beiläufig erwähnt, dass ein heruntergekommenes Gasthaus zur Versteigerung anstehe, erhält er von jenem das Geld zum Kauf des Gasthofes. Wilm und seine Kameraden, ebenfalls echte Haudegen, packen an, als gäbe es kein Morgen. Mit einem »anständigen« Korn und ein paar »richtigen« Flaschen Bier im Bauch, verwandeln sie die heruntergekommene Kneipe im Handumdrehen in ein Schmuckstück. Die Krönung ihres Werks ist das Schild über dem Eingangsportal. »Schenke zur ewigen Liebe« prangt da in großen Lettern, unübersehbar für jedermann, ein Lebensmotto,

das die Besucher in Scharen anlockt und dem neuen Gastwirt bald viel Geld in die Kassen spült.

Doch nach einem goldenen Sommer ziehen herbstliche Wolken über der Schenke auf. Julith, eine »dunkle« Gestalt, überfällt Wilm, weil er den früheren Besitzer der Schenke rächen will. Wilm nimmt es gleich mit zehn Halunken auf, denen er die Kiefer bricht. Am schlimmsten aber bekommt es Julith ab, dem Wilm den Schädel einschlägt. Er wird verhaftet. Seine Kundschaft macht fortan einen großen Bogen um die Schenke, die in die Schuldenfalle gerät. Alle Welt glaubt, dass ein Fluch auf dem Gebäude laste.

Natürlich wendet sich alles zum Guten. Wilm wird freigesprochen, der jungen Familie wird ein Stammhalter geboren. Doch noch hat der Leser rund 60 Seiten und ein actionreiches Finale vor sich. Wilm Klaas muss nämlich, um die Schulden abzutun, wieder unter Tage arbeiten. Er reiht sich wieder in das Tun der »Mannschaft« ein – getreu der Devise: »jeder an seinem Platz, damit das alle beherrschende Werk gelinge« (S. 198).

Er wird Opfer eines Grubenunglücks, bei dem es hart auf hart zugeht und vom Verfasser alle Register der Spannung aufgeboren werden. Wilm kommt ungeschoren davon und spielt für seinen Freund Volkmann den Lebensretter. Nach den Kapiteln »Die stille Nacht der Heimkehr« und »Die Geheimnisse Gottes mit uns« hat der Leser auch das überstanden.

Vollmers *Schenke zur ewigen Liebe* enthält eine einfachere Botschaft als *Die Ziege Sonja*. Die Schenke macht am Ende ihrem Namen alle Ehre. Sie darf »allen in der Gegend ein Gleichnis sein für die Liebe, die ein Leben zur Vollendung bringen kann« (S. 263).

Einmal mehr trägt Vollmer dick auf. Hinzu gesellt sich eine zentnerschwere Symbolik (die Handlung spielt innerhalb eines Jahres und vollzieht sich analog zum Naturgeschehen – einem hoffnungsfrohen Frühling

folgen ein »reifer« Sommer, ein tragischer »dunkler« Herbst und ein wiederum hoffnungsfroher Frühling). Die harte, kantige Sprache und ein Erzählgestus, bei dem ein allwissender Autor fortwährend Altersweisheiten und Allgemeinplätze von sich gibt, tragen ein Übriges zum indifferenten Leseindruck bei. Wenn dann auch noch Seherisches (im Boutanger Moor begegnet ein leibhaftiges Moorgespenst, S. 149) und am Schluss gar verquast Religiöses ins Spiel kommen, sorgt das aus heutiger Sicht für unfreiwillige Komik.

»Die Zechen sollen gepriesen werden« wird gebetsmühenhaft wiederholt. Die Fördertürme, die wie »winkende Fahnen« in der glasklaren Luft liegen, sind dem Kumpel Mahnmale seines Schicksals, seiner Ehre, seines Mythos. Bergmannsleben ist, so erfahren wir, eine Berufung. »Das Volk«, sagte der Alte, »urteilt hier im Lande nach seiner Weise.« Und: »Bei uns alten Bergmannsfamilien herrscht Ordnung«. Auf dem Pütt blickt man in, wie es heißt, verwitterte, kantige und hohlwangige »Westfalengesichter«, aber diese gehören zu ehrlichen Gemütern. Über Wilm heißt es an einer Stelle, dass sein »hartes Kohlenräbergesicht leuchtet, als sei es von lauter Licht umflossen« (S. 81).

Das Leben am Berg schweißt zusammen – auch das ist nicht neu bei Vollmer. Hier gelten Tradition und Kameradschaft noch etwas, steht man in schweren Zeiten füreinander ein. Das Arbeiterleben hat mit dem Elementaren zu tun und auch mit den Elementargeistern, die tief im Stollen ihr Unwesen treiben. Wer einmal hier gelebt hat, kommt von dieser Gegend nicht mehr los. Von der Hochzeitsreise, die an die Nordsee führen soll, kehren Wilm und Dörte auf halber Strecke zurück, weil sie merken, dass ihr Zuhause anderswo ist.

Schwärmerisch-metaphorisch wird die Schönheit der Industrielandschaft besungen: »Die Zechen haben am Horizont ihre Lichter angesteckt. Knallroten Standarten

gleich schlagen die Kokereifeuer in den Himmel, darüber winken weiße Wolken aus den Kühltürmen wie silberne Berge, die das Heimweh wachrufen.« (S. 28) Dieser Glanz ist einzigartig und unverwechselbar: »Es steht ein ganz feiner, weißer Nebel in der Luft. Zwischen den grauen Häuserzügen dieser Bergarbeiterstadt riecht es süßlich von den Kokereien her, es ist der eigenartige, unaufdringliche Geruch dieser Industriestädte, den jeder kennt, der in ihnen aufgewachsen ist. Den man sonderbarerweise liebt und der einen Blinden die Heimat wiedererkennen ließe, wenn er nach langer Zeit zurückkäme. »Die Großstadt stinkt nach Benzin und Asphalt. Darin gleichen sich Berlin und Hamburg, wie sich Stuttgart und München darin gleichen; das ist etwas anderes, Uneigentümliches und Selbstverständliches.« (S. 74)

In *Die Schenke zur ewigen Liebe* erfolgt zwar kein unmittelbares Bekenntnis zu den neuen NS-Machthabern. Der von Vollmer propagierte Herrenmensch passte aber gut ins System (ebenso wie Klaas' blonde Frau, die ganz einem restriktiven, allein aufs »dienende« festgelegten Frauenbild entspricht). Und auch das Feindbild des wesensfremden Ausländers, wie es in einer Szene, die auf einer Kirmes spielt, begegnet, passt ins Bild. Wenn der Kesseltreiber des Bösen auf den Namen Julith hört, lag die Assoziation »Juden« nicht fern.

Der Roman *Schenke zur ewigen Liebe* war fast zwei Jahrzehnte lang ein Erfolgsbuch. Bereits im Erscheinungsjahr wurde Vollmer für den Text mit der bronzenen Plakette der Stadt Dortmund ausgezeichnet (s. S. 43). Das Buch »gehörte wohl mit zu den meistgelesenen Publikationen westfälischer Literatur im Dritten Reich«²², wie auch

²² Hallenberger (Anm. 1), S. 271; vgl. *Die meistgelesenen westfälischen Dichter*, in *Heimat und Reich*, 1939, Heft 3, S. 115.

Bibliotheksausleihen zeigen.²³ Bereits das offizielle NS-Blatt für den Gau Westfalen-Süd, die *Westfälische Landeszeitung – Rote Erde*, hatte den Roman »im Bewußtsein einer großen kulturpolitischen Verpflichtung« als Erstabdruck veröffentlicht.²⁴

Die Schenke zur ewigen Liebe war der einzige Titel Vollmers, der nach dem Krieg wieder aufgelegt wurde, unter anderem durch die gewerkschaftseigene Büchergilde Gutenberg. Eine Neuauflage von 1951 in der Ruhrländischen Verlagsgesellschaft Essen bezifferte die Auflage auf 281.000 Exemplare. Der Roman wurde ins Flämische und Italienische übersetzt und erschien 1955 sogar auf Schallplatte. *Die Schenke zur ewigen Liebe* bestand die NS-Zeit unbeschadet.

Während des Kriegs diente der Stoff als Vorlage für eine Schauspielfassung von Heinrich George am Berliner Schillertheater (1942) sowie für einen Spielfilm, der allerdings als letzte Ufa-Produktion Fragment blieb (1944/45)²⁵. Regisseur Alfred Weidenmann hatte sich zuvor mit Hitlerjugendpropagandafilmen eine zweifelhafte Bekanntheit erworben.

Der Erfolg von *Die Schenke zur ewigen Liebe* wird nur dadurch erklärlich, dass hier das Glück der kleinen Leute auf eine Art und Weise idyllisiert wird, die dem Lesepublikum an der Ruhr ans Herz ging. Das Buch suggerierte ein Selbstbewusstsein, das es in anderen Büchern nicht fand. Die Vorstellung des Buchs in *Heimat und Reich* ging noch einen Schritt weiter: »Niemand zuvor haben wir das so gehört, solch einen Hymnus auf das Ruhrgebiet, wie er uns jetzt geschenkt wird. ... Hier ... ist uns eine neue Sicht gegeben, die in sich vereinigt die tiefe, künstlerische Schau eines echten Romans, die Gründ-

²³ Vgl. Von Heydebrand (Anm. 2), S. 215.

²⁴ Hallenberger (Anm. 1), S. 271.

²⁵ Vgl. ebd.

lichkeit und Innerlichkeit einer neuen sozialpolitischen Auffassung und vor allem ein aktivistisches Bekenntnis zum Volkstum in einem Bezirk, von dem man früher »klassischerweise« zu sagen sich vermaß, es sei ein »kulturelles Niemandsland«.²⁶

Im selben Jahr beteiligte sich Vollmer, wie erwähnt, mit *Das Land an der Ruhr* (1935) an einer populären Reihe, die von der NS-Regierung gemeinsam mit dem Westfälischen Heimatbund herausgegeben wurde. Er bediente sich in dem Bildband eines sachlicheren Vokabulars. Das Ruhrland wird von ihm nicht pathetisch gefeiert und in den Himmel gelobt. Der Autor betont vielmehr die Besonderheiten des »verqualmten Kohlenlandes«, die sich dem Zugereisten nicht auf den ersten Blick erschließen würden, den Einheimischen aber »im Blut liegen« (S. 10). Rational seien sie nicht zu erfassen, ebensowenig wie das »echt westfälische Volkstum«, das »noch in sehr großen Bezirken lebendig geblieben« sei (S. 10f.).

Zu den Eigenheiten des Ruhrreviers gehörten Schmutz und Lärm. Sie seien das Produkt harter Arbeit, die im Ruhrgebiet mehr als anderswo anzutreffen sei. Mit scharfen Worten rügt Vollmer diejenigen, die allzuschnell den Stab über diese einzigartige Landschaft brechen. Er selbst sieht seine Aufgabe darin, die verkannten Seiten weithin sichtbar zu machen. Er unterstreicht diesen Anspruch durch einen – ebenfalls reihentypischen – historischen Abriss über die Geschichte des Ruhrgebiets.²⁷

Vollmers schriftstellerische Erfolge brachten ihn 1937

²⁶ Friedhelm Kaiser (Rez.): *Die Schenke zur ewigen Liebe. Der neue Roman von Walter Vollmer*, zitiert nach: *Heimat und Reich* (Anm. 20), S. 121.

²⁷ Eine weitere, allerdings inhaltlich nicht darüber hinausgehende Betrachtung seiner Heimat legte Vollmer 1957 mit *Bekenntnis zum Revier* vor. Es ergänzt weitere Aufsätze Vollmers zu diesem Thema.

für den damals zum zweiten Mal vergebenen westfälischen Literaturpreis ins Gespräch.²⁸ Dieser war aus propagandistischen Gründen von der westfälischen NS-Kulturverwaltung ins Leben gerufen worden. Die letztendliche Entscheidung über den Preisträger oblag NS-Landeshauptmann Kolbow. Vollmer war bereits 1935 bei der erstmaligen Vergabe nominiert worden. Damals fiel die Wahl auf die NS-Parteidichterin Josefa Berens-Totenohl. 1937 sprach sich das vorschlagsberechtigte Gremium für Vollmer aus. Kolbow machte jedoch von seinem Vetorecht Gebrauch und entschied sich – zum Missfallen auch der westfälischen Autorenschaft, die Vollmer sehr wohl dichterisches Vermögen attestierte – für Maria Kahle. Gegen Vollmer spräche – so Kolbow – eine »fehlende kämpferische Einstellung und die allgemeine Grundhaltung und Lebenshärte, die ein Dichter heute haben müsse. Der Inhalt seiner Werke ließe erkennen, daß Vollmer den Industriemenschen nicht richtig erkannt habe, zu viel ungesunde Sentimentalität und zu wenig Härte [habe] und er daher als Kündler der westfälischen Arbeiter nicht gelten könne.«²⁹

Bei der Entscheidung blieb Vollmers im selben Jahr erschienene umfangreiche Erzählung *Vor Tagesanbruch* unerwähnt. Sie handelt von der schönen Bäuerin Kathinka. Just in dem Moment, als sie drauf und dran ist, ihr Herz an den Windbeutel Leuthold zu verlieren, kehrt ihr verschollen geglaubter Mann aus dem Ersten Weltkrieg in das kleine Dorf am Rande des Ruhrgebiets zurück. Anfangs erkennt Kathinka den Hünen nicht, wie er bärtig, einäugig und mit einem Holzbein – ein »Krüp-

²⁸ Zur Geschichte des Westfälischen Literaturpreises im »Dritten Reich« vgl. Karl Ditt: *Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923-1945*. Münster 1988, S. 362-371.

²⁹ Vgl. Hallenberger (Anm. 1), S. 272.

pel«, wie sie selbst sagt – in voller Kriegsmontur vor ihr steht. Als er sich – etwa in der Mitte der Erzählung – zu erkennen gibt, ist das Glück vollkommen. Das Paar verlebt eine unbeschwerte Zeit. Die Zukunft sieht rosig aus – man erweitert den kargen Hausstand, pachtet Land dazu, vergrößert den Viehbestand –, doch dann ziehen dunkle Wolken am Horizont auf. Auf Kathinka lastet scheinbar ein Fluch. Um sich von ihm zu befreien, muss sie mit Leuthold ins Reine kommen. Jener ist inzwischen zum Rädelsführer radikalpolitischer »roter« Aufständischer aufgestiegen. Als solcher diffamiert er Kathinkas Mann, den Leutholds wilde, stets alkoholgeschwängerte Meute lynchen will. Um dem zuvorzukommen, wird Kathinka zur Märtyrerin. Beim Versuch, Leuthold zu erschießen, kommt sie selbst zu Tode. Ihr Ehemann verliert hierdurch jeden Lebenssinn. Der Romanschluss lässt es offen, legt aber nahe, dass er an Leuthold Rache üben wird. Zuvor war ihm die »heilige« Kathinka im Beisein von Engeln in einer Art Wachtraum erschienen.

Vor Tagesanbruch ist sowohl eine Heimkehrergeschichte als auch Schicksalsnovelle. In typisch Vollmer'scher Manier treiben böse irrationale Mächte ihr Unwesen. Das Unheil braut sich ab dem Moment zusammen, als Kathinka sich in einer stürmischen Nacht am Fluss selbst als Gespenst begegnet. Die ominöse Begegnung gibt ihr die Kraft, sich an Leuthold zu rächen. Durch ihren Tod wächst sie über sich selbst hinaus – auch wenn sie ihr Leben dabei einbüßt.

In einer Rezension zu *Vor Tagesanbruch* geht Alfons Runte auf die damalige Position Vollmers im westfälischen Literaturbetrieb ein: »Die Kritiker haben Walter Vollmer hoch gelobt und viel getadelt. Gelobt haben ihn die einen als den Dichter des »grauen Reviers«, den Dichter der Mannschaft und der Kameradschaft; getadelt haben ihn die anderen, weil er nicht den scharfen Rhythmus der Arbeit des Ruhrgebietes in seinen Roma-

nen und Erzählungen einfange, sondern sich voller Liebe und Anteilnahme der abseitigen, der schnurrigen und ungraden Menschen annehme, und so schwankt sein Bild in der Geschichte der gegenwärtigen westfälischen Literatur.«³⁰

Noch ominöser ist im Jahr darauf Vollmers nächster Roman *Der Gang zum Nobiskrug*, der 1812 zur Zeit der Napoleonischen Kriege spielt. Eine mysteriöse Frau irrt anfangs bei Nacht und Nebel durch eine vereinsamte emsländische Gegend. Mit viel Glück findet sie eine alte Hütte, in der sie von einem alten Kötterehepaar aufgenommen wird und ein Kind zur Welt bringt. Erst allmählich lüftet Christine von Gerzen, eine reiche Landadelstochter aus dem Märkischen, das Geheimnis um ihre Person. Sie ist auf dem Weg zu ihrem Geliebten Gert Ovelacker, der als Leutnant des zweiten bergischen Lancierregiments am Frankreich-Feldzug gegen Russland teilnimmt. Dass es eine Frau wagt, allein mit dem Pferd nach Russland zu reiten, ist ein mehr als tollkühnes Unternehmen, für das es nur eine Erklärung gibt: Die Macht der Liebe. »Unser Herz lenkt unser Schicksal« (S. 20), sagt Christine. Für sie gilt: »Glück wird nur dem Tapferen geschenkt« (S. 18).

An solcher Tapferkeit fehlt es ihr nicht. Sie macht sich mit kurzgeschnittenen Haaren und als preußischer Offizier verkleidet mit falschem Pass und gegen alle gut gemeinten Ratschläge in eisiger Nacht auf den Weg nach Russland. Nach allerlei Irrungen und Wirrungen, bei denen sie, ohne ihn zu erkennen, ihren Geliebten in finsterner Nacht vor den Gewehren feindlicher Soldaten rettet, erfährt sie von heimkommenden französischen Soldaten, dass der Krieg verloren sei und man den Umzug angetreten habe. Bei ihrer Weiterreise verirrt sich Christine und erleidet einen Unfall. Sie versinkt in fie-

³⁰ Zitiert nach: *Heimat und Reich* (Anm. 20), S. 429.

berhafte Träume und gerät in den magischen Bann des Nobiskrugs, einer Art Vorhölle – die als solche bereits in der mittelalterlichen Literatur begegnet.

Die Schilderung von Christines fantastischen Erlebnissen in der Unterwelt gehört zu den eindringlichen Szenen der märchenhaften Novelle. Einmal mehr beschwört Vollmer übernatürliche Kräfte, die dem Leser mehr im Gedächtnis bleiben als die heillosen Zufälle und Ungeheimtheiten der Handlung, die sich zuletzt in einem komödienhaften Happy End auflöst.

Bei seinem nächsten Roman *Die Pöttersleute* begab sich Vollmer 1940 wieder auf westfälisches Terrain. Nur ein dummer Zufall verhindert, dass der Bergarbeiter Karl Pötter die aus dem Norddeutschen angereiste Grete Tönjes in Empfang nehmen kann, die eigentlich seine Frau werden soll. Diese Aussicht ist nun aber perdu, man verliert sich vorerst aus den Augen. Grete nimmt eine Arbeit bei dem gerissenen Händler Krukehle an, der bereits seit 15 Jahren Witwer ist. Das »Friesenkind« mit dem goldbronzenen Haar ist bald Everybody's Darling. Ihre Schönheit bleibt weder Karl noch seinem Bruder Herm verborgen. Beide bilden ein ungleiches Brüderpaar. Karl ist besonnen, nachdenklich und strebsam, ein Charismatiker und »Frauenbetörer« (S. 115). Er will die Bergschule besuchen und Steiger werden – das schafft er im Laufe des Romans auch mit Bravour. Herm ist dagegen ein Naturkind, gutgläubig bis zur Naivität, ein Träumer, der unbeschwert durchs Leben geht und dem beruflicher Aufstieg nicht wichtig ist. Beide Brüder sind hübsche, »gestandene Mannsbilder«, blond, großgewachsen und mit Bärenkräften ausgestattet, was auch der tugendhaften Grete nicht verborgen bleibt. Sie verschenkt ihr Herz an Herm, der unbefangen, wie er ist, um sie wirbt und gleich an eine Verlobung und Heirat denkt. Grete entscheidet sich jedoch aus Vernunftgründen für Krukehle, wodurch sie Herm das Herz bricht.

Mit der Zeit hat Grete Krukehle immer besser »im Griff« und leitet geschickt das Geschäft. Sie ist gesellschaftlich aufgestiegen, was ihr Herm nicht hätte bieten können. Er kommt schließlich bei einem Grubenunglück um. Karl ist unterdessen Hanne zugetan, einem »artigen« Mädchen, das alle nur das »Kälbchen« nennen, das bei den Pötters den Haushalt führt und nebenbei in der Bergmannsschenke aushilft. Ein Unglück kommt selten allein: Das alte Kötterhäuschen, das sich die Familie liebevoll zurechtgemacht hat, muss einer neuen Zechen-siedlung weichen. »Es wollen doch alle leben«, muss sich Mutter Pötter von einem Bauführer aufklären lassen. Dies ist ein weiteres Indiz dafür, dass sich die Zeiten geändert haben. Davon kündeten auch die überhitzten, verdorbenen Städte mit ihren grellen Reklamebildern und aufreizenden Damen in Stöckelschuhen. Vor allem aber hat ein egoistischer, raffgieriger Kaufmannsgeist Einzug gehalten. Er führt dazu, dass das hehre Sozial-ethos der »wackeren« Bergleute verloren zu gehen droht. Die Familie Pötter ist jedoch noch aus altem Holz geschnitzt. Sie hält an bewährten Werten fest. Diese sind, wie meist bei Vollmer, eher hemdsärmeliger denn intellektueller Natur (Letztere wird mehrfach als Makel hingestellt). Es fehlt erneut nicht an typischen Vollmer'schen Zutaten: Ahnungen, Weissagungen, Gespensterglaube und der Schwarz-Weiß-Charakterisierung von Personen. Die Blondin sind wieder einmal die Guten, während der Oberschlesier Jablonska sich bei der Arbeit als »schlapper Hund« erweist (S. 146) und Probleme mit der deutschen Sprache hat (S. 162). Er entsagt dem Bergmannsberuf und wird ein großtuerischer Zigarrenverkäufer. Seine Partnerin, die ebenfalls zwielichtige Tilla, macht derweil nicht nur ihm, sondern auch anderen »schöne Augen«. Als stehendes Motiv kehrt eine negative Beschreibung des Stadtleben wieder (vgl. S. 233f.). Es fehlt auch nicht

an Kritik an den Industriearbeitern, die als »faule Dickbälge« (S. 214) hingestellt werden (S. 213-215). Aber auch der Westfale steht nicht immer im besten Licht da. Er wird als »grober Klotz« bezeichnet, der sich schwer tue mit der Macht des Überirdischen (S. 248).

Auch *Die Pöppersleute* ist kein Blut- und Boden-Roman im engeren Sinn. Er ist politisch eher zurückhaltend, auch wenn es nicht an Signalen fehlt, die nationales Engagement jedes Einzelnen einfordern: »Wer zu Großem bestimmt ist, daß er seinem Volke weithin sichtbar diene, den wird ein verborgener, gerechter Wille schon beizeiten finden und hart und ohne Gnade prüfen. Wer zu Kleinem bestimmt ist, daß er schlicht seine Pflicht erfülle und unsichtbar bleibe, ist darum nicht unwichtig für sein Volk« (S. 119). Das Zitat ist in der Handschrift Vollmers im Anhang des Buchs nochmals abgedruckt.

In einer anderen Romanpassage wird der Tod als höchste Vollendung des Menschendaseins bezeichnet, ob er nun durch einen Arbeitsunfall oder als Soldat im Feld herbeigeführt wurde: »[W]o es eine Gemeinschaft von Kameraden gibt und einer unter ihnen in seiner Pflichterfüllung den Tod erleidet, da hat er das Höchste gegeben, was von einem Menschen verlangt werden kann« (S. 291). Vollmers Roman feiert einmal mehr die Arbeit, die Manneskraft, die Liebe, arglose weibliche Unschuld und eine gottgegebene Welt mit ehernen Gesetzen. Vollmer kreiert hier eine Scheinwelt, die sich vollständig der Realität entzog. In Wirklichkeit bot die graue Arbeitswelt alles, nur keine Romantik.

Vollmers Romane stellen trotz moderater Gesellschaftskritik die Herrschaftsverhältnisse und Klassengegensätze nicht in Frage. Sie propagieren das kleine Glück in einer unüberschaubar gewordenen Welt. Dezidierte Sozialkritik kam im Ruhrgebiet erst gut zwanzig Jahre später mit den Romanen Max von der Grüns auf, die dann auch als Befreiungsschlag begrüßt wurden, weil die literarisch

evozierte Scheinidylle endlich einmal beim Namen genannt wurde.

Bei Vollmer ist das Menschenglück hemdsärmelig. Es stellt sich nach getaner Arbeit bei einer Flasche Bier und einer Zigarre ein. Oder beim Musizieren, beim Gesang, bei der Taubenzucht. Glück ist zudem maskulin, Vollmers Frauen sind im Idealfall hübsche, treue »fleißige Lieschen«, die dem Mann das traute Heim verschönern. Ein selbstbestimmtes Leben billigt ihnen der Autor – in zeittypischer Manier – nur sehr bedingt zu.

Nach 1945 wandte sich Vollmer, wie viele NS-belastete Schriftsteller, historischen und humoristischen Stoffen zu. Bereits zwei Jahre nach Kriegsende konnte Vollmer mit *Die verlorene Seele* seinen ersten Nachkriegsroman veröffentlichen. Er handelt von dem Wassermännchen Jan Hödeken, der nach der Seele eines Menschen strebt. Im Gegenzug bietet er ihnen, was sie sich am meisten wünschen (z.B. den Geliebten aus dem Krieg zurückzubringen, Reichtum usw.). Die Menschen verweigern ihm jedoch, auch wenn sie sich in großer Not befinden, ihre Seelen. Schließlich trifft er eine Frau, die einen Korb voller Seelen bei sich trägt, um diese an neugeborene Kinder zu verteilen. Sie schenkt ihm eine Seele und er wird zum Menschen. Er arbeitet zunächst in der Töpferwerkstatt des Vaters seiner Geliebten, Anke. Da er nur ein geringes Einkommen hat und Anke kein adäquates Leben bieten kann, zieht er als Künstler und Zauberer in die Welt, um Geld zu verdienen und dann zu Anke zurückzukehren. Er stellt verzauberte Spiegel her, die beim Betrachter Fröhlichkeit hervorrufen, da das Spiegelbild jeweils eine »geschönte« Version der Menschen zeigt. Er gelangt zum »Harzvogt«, der von ihm verlangt, ihm das Geheimnis seiner Zauberspiegel zu verraten. Er produziert die Spiegel nun im Dienst des Vogts. Monika, die Frau des Vogts, bittet Hödeken darum, keine Zauberspiegel mehr herzustellen, sondern stattdessen Wahr-

heitsspiegel zu bauen, die die Menschen so zeigen, wie sie sind. Dies erzürnt jedoch den Vogt, der Hödeken in ein Verlies sperrt, aus dem Monika ihn befreit. Als er schließlich zu Anke zurückkehrt, hat diese bereits einen neuen Geliebten. Hödeken reist weiter und macht die Erfahrung, dass er eine zu große und zu weiche Seele hat, um in der Welt zu bestehen: »Eine große Seele zu haben genügt nicht im Leben. Sie muß auch hart sein, sie muß leiden können, sie muß so vieles, was du nicht kannst.« (S. 244) Zuletzt erwacht Hödeken und es wird deutlich, dass der ganze Ausflug in die Menschenwelt nur ein Traum war. Ihm wird bewusst, dass Wassergeister nicht dazu bestimmt sind, unter den Menschen zu leben – er hat fortan kein Verlangen mehr nach einer Seele.

Im Mittelpunkt seiner beiden 1950 erschienenen Romane *Johannisfest auf Siebenplaneten* und *Weltreise zur fröhlichen Morgensonne* stehen koboldartige Berggeister, die sogenannten »Nickel«, die sich dadurch besonders hervortun, dass sie Bergleute necken. Im erstgenannten Roman geht es um deren speziellen Brauch, während des Johannisfests Jungfrauen zu versteigern. Drei Nickel der Zeche »Fröhliche Morgensonne« werden ausgeschickt, um auf »Siebenplaneten« eine Jungfrau für ihren Obernickel zu erwerben. Die Heimreise wird zum Abenteuer und führt schließlich zu einer Doppelhochzeit. Im Zentrum von *Weltreise zur fröhlichen Morgensonne* steht der Berggeist Nickel. Er will ein Buch über seine Erlebnisse schreiben. Ihm wird jedoch klar, dass er noch nicht viel erlebt hat, weshalb er beschließt, die Zeche »Fröhliche Morgensonne«, auf der er lebt, zu verlassen und über Tage auf Weltreise zu gehen. Dabei erlebt er viele Abenteuer und hat schließlich Schwierigkeiten, den Rückweg anzutreten. Unterdessen findet auf der Zeche ein »feierliches Bergamt« statt: Der Obernickel berät mit anderen Nickeln, wie man den verlorenen Nickel wieder zurück nach Hause holen kann. Schließlich beschließt der

Obernickel selbst ans Tageslicht zu gehen und im Rundfunk eine Suchmeldung zu verbreiten. Der Plan scheitert jedoch und er ist entschlossen, vor Scham zu sterben. Mit Hilfe verschiedener Tiere (Fledermaus, Schmetterlinge usw.) gelangen schließlich alle wieder sicher zurück in die Zeche. Einmal mehr kommen Vollmers ausschweifende Fantasie und sein humoristisches Talent zum Ausdruck – diesmal auf unangestrenzte Art und Weise, weil vom Ballast ideologisch-verkämpfter Botschaften befreit.

In seinem letzten umfangreichen Roman *Des Herzogs Kornett* wandte sich Vollmer noch einmal einem historischen Thema zu. Seine Liebesgeschichte spielt im Dreißigjährigen Krieg. Im Mittelpunkt steht Marinella, die Tochter eines Bauernwirtes. Sie liebt den Junker Georg von Dellwig, den ihr Vater jedoch als Ehemann ablehnt und der daraufhin wieder in den Krieg zieht. Wie schon Christine von Gerzen in *Der Gang zum Nobiskrug* folgt ihm Marinella und schließt sich einer Gruppe Soldaten an, um Georg nahe zu kommen. Aufgrund ihrer Tapferkeit wird sie vom Herzog zum Kornett ernannt. Es kommt jedoch nicht zum Wiedersehen mit Georg, da dieser ins feindliche Lager übergewechselt ist. Nach verlorener Schlacht kehrt Marinella nach Hause zurück und heiratet einen anderen. Als der totgeglaubte Georg unerwartet heimkehrt, ist es für eine gemeinsame Zukunft zu spät.

Den Abschluss des Lesebuchs bildet ein Auszug aus Vollmers Buch *Westfälische Städtebilder* aus dem Jahr 1963. Dem Genre der Stadt- und Landschaftsbeschreibung bzw. des Sachbuchs wandte sich der Autor wiederholt und erfolgreich zu.³¹ Obwohl in sachlich-nüchterner

³¹ Vgl. *Herford*. Oldenburg, 1956; *Die Ruhr*, 1958; *Metropolis Westphaliae*, 1963; *Dortmund erwartet die Technische*

Diktion verfasst, sind, wie Arnold Maxwill herausgestellt hat³², besonders bei den Stadtporträts typisch Vollmer'sche Denkschablonen erhalten geblieben. Sie äußern sich vor allem in Ressentiments gegenüber einer technisierten und globalisierten Welt. Dieser stellt Vollmer noch in den 1960er Jahren eine »diffuse Konzeption von Heimatbewusstsein«³³ gegenüber. In *Westfälische Städtebilder* äußert Vollmer: »Natürlich konnte es mit Hilfe der Technik, deren ungeheuer segensreiche Wirkung nur ein Phantast bestreiten kann, den geschwätzigem, superklugen Alles-glatt-Hoblern gelingen, morgen oder übermorgen das noch so herrlich vielfältige Europa in eine Wüste zu Tode organisierter Gleichförmigkeit zu verwandeln. Aber noch sind die Briloner da und mit ihnen Tausende von Menschen in Stadt und Land, die ihnen die Gefolgschaft in die anonymen grauen Kammern der Langeweile verweigern.«³⁴ Maxwill resümiert: »Man hört es deutlich rumoren: Vollmer entwickelt vor allem gegenüber einer heterogenen Pluralität des Städtischen ein ungehemmtes Misstrauen; von Anonymität, von Traditionsvergessenheit und dem Verlust der Ursprünglichkeit ist im Band gern die Rede. Und was möchte Vollmer dem entgegengestellt wissen? Natürlich: die störrische Beharrlichkeit des Westfalen, seine verlässliche Widerspenstigkeit, die Treue zur Scholle und Tradition.«³⁵ In der Stadt Ahlen gehe laut Vollmer das »westfälische Element« eine »glückliche Synthese mit der Moderne« ein: »Dieser heute so vielfältig und so energisch industrialisierte Ort atmet immer noch westfälische Geistes-

Hochschule, 1965. Zu nennen sind hier auch Vollmers Bücher über die private Fischzucht.

³² Vgl. Anm. 1.

³³ Maxwill (Anm. 1), S. 234.

³⁴ Zitiert nach ebd.

³⁵ Ebd.

haltung in Arbeit und Leben des Alltags, jene westfälischen Kardinaltugenden (cum grano salis: auch Untugenden), als da sind: berufliche und menschliche Zuverlässigkeit, Werkstreue, Pflege der angestammten Muttersprache, aber auch Hinwendungsfreudigkeit zur bäuerlichen Welt.«³⁶

Das Zitat offenbart einmal mehr, dass sich Vollmer nicht von seinen teils träumerischen, teils ideologisch verbrämten Vorstellungen lösen konnte. Literarisch erfolgreich konnte er damit nur in einer Zeit sein, in der solche Werte hoch im Kurs standen – und das waren ausgerechnet die dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte.

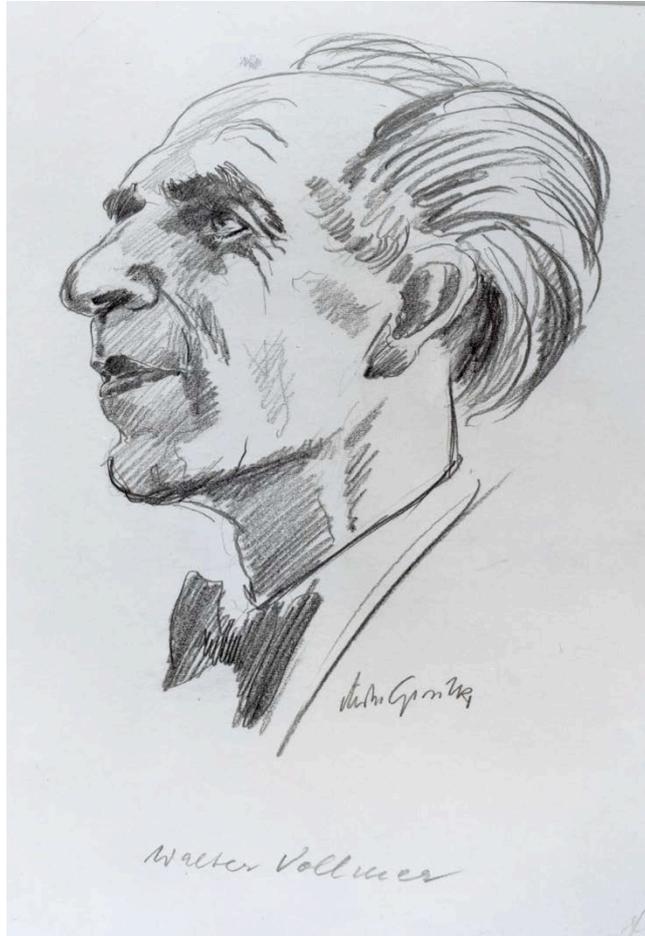
Walter Gödden

³⁶ Ebd.

Textnachweise

Das Rufen im Schacht. Prosa und Lyrik. Mit 4 Holzschnitten von Maria Braun. Mönchen-Gladbach: Volksverein 1929, S. 9-12, 20, 22, 28, 45f., 59, 69, 95 – *Flug in die Sterne. Der Roman eines Weltraumschiffes.* Minden i. W.: W. Köhler 1929, S. 147-151 – *Die Ziege Sonja. Ein fröhlicher Roman aus der Randwelt des Ruhrgebiets.* Leipzig : Staackmann Verlag 1933, S. 170-175 – Redaktion der Zeitschrift »Heimat und Reich«: *Wer ist Walter Vollmer?*, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1934, H. 1, S. 40 (Nachdruck in: Walter Gödden unter Mitarbeit von Arnold Maxwill, Hg.: *Westfälische Literatur im »Dritten Reich«.* Die Zeitschrift *Heimat und Reich.* Eine Dokumentation. 2 Bde. Bielefeld 2012, S. 30) – *An Westfalens junge Dichter*, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1934, H. 4, S. 157-158 (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 46f.) – *Land an der Ruhr. Reportage.* Münster: Copenrath 1935, S 7-10 – A. Gerdes: Rezension zu *Walter Vollmer: Land an der Ruhr. Ein Heimatbuch*, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1935, H. 5, S. 200 (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 128f.) – *Die Schenke zur ewigen Liebe. Roman.* Berlin: Propyläen 1935 S. 142-143, S. 149-151, S. 197ff. – Willi Banike: Glückwunsch an Walter Vollmer, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1935, H. 8, S. 294 (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 156) – *Margarete Schiestl-Bentlage. Eine westfälische Dichterin* in: *Heimat und Reich*, Jg. 1935, H. 2, S. 73-75 (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 89f.) – *Was bedeutet mir Westfalen?* in: *Heimat und Reich*, Jg. 1935, H. 8, S. 295-296 (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 157-160) – *Dichterkameradschaft*, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1936, H. 3, S. 116 = (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 260f.); es handelt sich um einen Auszug aus einem Beitrag Vollmers im *Münsterischen Anzeiger* vom 19.1.1936 – *Die gute Stube*, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1937, H. 2, S. 60-62 (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 397-400) – *Der*

Künstler und Kämpfer Hermann Löns. Gedanken zu Wilhelm Deimanns gleichnamigem Buch, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1937, H. 3, S. 107-109 (Nachdruck in: Gödden 2012, S. 406-408) – *Vor Tagesanbruch. Eine Erzählung*. Berlin: Propyläen-Verlag 1937, S. 67-72 – Josef Bergenthal: *Vom volkhaften Standort westfälischer Dichter*, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1938, H. 9, S. 321-328 (Nachdruck in Gödden 2012, S. 569-570) – *Der Gang zum Nobiskrug. Eine Erzählung*. Berlin: Propyläen 1938, S. 159-168 – *Die Pöttersleute*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1940, S. 58-62 und 63-65 – Wilhelm Vernekohl: *Kriegsbekennnis westfälischer Dichter*, in: *Heimat und Reich*, Jg. 1941, H. 4, S. 124-125 (Nachdruck in Gödden 2012, S. 760-762) – *Die verlorene Seele*. Leipzig: Paul List Verlag 1947, S. 102-104 – *Meine Welt. Ein Selbstporträt*, in: *Welt und Wort*, März 1948, S. 73f. – *Weltreise zur Fröhlichen Morgensonne*. Düsseldorf: Marklein 1950, S. 19-26 – *Johannisfest auf Siebenplaneten*. Ebd., 1950, S. 5-8 – *Des Herzogs Kornett*. Stuttgart: Stuttgarter Hausbücherei 1953, S. 20-23, 208-215 – Begründung für die Auszeichnung Walter Vollmers mit dem Droste-Preis, in *Westfalenspiegel*, 1955, Heft 7, S. 14 – *Der Sängerkrieg auf dem schmalen Berge*, in: *Westfalenspiegel* 1969, H. 7; der erste Teil des Beitrags war eine wörtliche Übernahme aus Vollmer: *Westfälische Städtebilder* 1963, S. 408-412.



Zeichnung von Richard Sprick aus der Zeitschrift »Westfalenspiegel«

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davids (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67).